



Lieber Leser,
sieh, mein Leben
Hab' ich willig hingegeben,
Und du siehst in dem Gedichte
Meine eigene Geschichte.

Albert Minder

Der Sohn der Heimatlosen

Eine Lebensgeschichte
in Gedanken und Gedichten
von Albert Minder

SCHWEIZERISCHE LANDESBIBLIOTHEK
BIBLIOTHÈQUE NATIONALE SUISSE
BIBLIOTECA NAZIONALE SVIZZERA



1925

81 U 2 376

Im Volksverlag Burgdorf, Schweiz

Alle Rechte vorbehalten vom Verfasser.



Der Sohn der Heimatlosen.

Die Heimatlosen.

Meine Ahnen.

Motto: Wahrheit und Klarheit.

Schnaps sofften sie ja alle, die Korber der ältern Generation, wenn man ihnen gab. Und man gab ihnen oft, diesen herumziehenden Korbflechtern, die überall und nirgends zu Hause waren. Namentlich, wenn man sie für eine Arbeit oder Handreichung gefügig machen — das heißt mit Vorbedacht recht billig abspeisen wollte. Oder wenn man sonst eine Schurkerei mit ihnen vorhatte. — Und ihre fast sprichwörtlich etwas losen Sitten waren nicht besser und nicht schlechter als die Behandlung, die man ihnen zuteil werden ließ

Daß sie selber eine Korberfamilie und h e i m a t l o s waren, hatte mir mein längst verstorbener Vater einmal gesagt. Aber daß wir den Familiennamen eines verlassenen ledigen W e i b e s führen, daß mein Großvater das zwiefach geächtete heimatlose und u n e h e l i c h e Kind einer allein-stehenden Heimatlosen, Anna Minder, war, hat er mir in falscher Scham immer verschwiegen. Erst als ich schon selber in reifen Jahren war, habe ich dann im Eheregister von Peterkingen* und, weiter zurück, im Geburtsregister von Urfenbach über meinen Großvater gelesen:

Unehelicher Sohn der Anna Minder, von ? : heimatlos.

Das war kurz und bündig und jedes weitere Nachforschen unnütz!

Was ich aber doch ermittelt habe, ist, daß diesen landesgebürtigen Heimatlosen oder Landsassen im Bernerland und auch in der übrigen Schweiz das Heiraten durch geschriebenes und ungeschriebenes Recht „ordentlicher-weise“ nicht erlaubt war.

Das war eine sehr weise Maßregel. Denn nicht genug damit, daß man diese ausnahmslos armen aber aufgeweckten und freiheitsliebenden Leute ihres Ortsbürgerrechtes mit seinen Nutznießungsrechten meist verlustig

* Peterkingen (kingen = alemannisch Hof); und nicht: W ä t t e r - (nachlässig mundartlich) und - k i n d e n , wie das schweizerische Amt für Landestopographie den Ortsnamen fälschlich „Schriftdeutsch“ festlegen ließ.

erklärte, wenn sie einmal nach längern Korber- oder Kesslerhausierfahrten in ihren Heimatort zurrückkehrten. Nein, um sich auch für alle Zeiten ihre Nachkommen vom Halbe zu schaffen, versuchte man diese zu Heimatlosen gestempelten Ausgestoßenen durch ein ebenfalls zu Recht erklärtes Verbot des Heiratens womöglich ganz auszurotten....

Das sind geschichtlich erhärtete aber recht unheilige Tatsachen, die ich, der Enkel der von aller Welt verschupften Ahnen, aus zerstreuten alten Papieren und aus vielen Geschichtswerken mit dem Eifer eines treuen Hundes ausgegraben habe, der auf dem Grabe seines verscharrten Herrn die Erde aufwühlt.

Diese weise Maßregel der erzwungenen Ehelosigkeit hatte aber bei unserer mit unbeugsamen Lebenswillen besetzten Ahnfrau keinen weiteren Erfolg, als daß wir ihr den bescheidenen Namen Minder der Mutterlinie verdanken.

Die Minder sind meist heimatberechtigt und wohnhaft in Huttwil.

Ein ahnungsloser Schulmeister (Joh. Nyffeler, in seiner Heimatkunde von Huttwil, 1871) fand die Sage glaubwürdig, daß sie aus der schönen Stadt Minden in Westfalen hergewandert seien. Und so habe man sie dann nach dem Ort ihrer Herkunft die „Minder“ genannt.

Da aber die Korber und ihr Nachwuchs gewöhnlich mehr Mutterwieß als Vaterland haben, und da ich in meiner angestammten Bescheidenheit meine Urahnen in tiefen Regionen suchte und das bezeichnende „minder“ in seiner zunächstliegenden, wenn auch erniedrigenden Bedeutung nahm, bin ich besser hinter das Geheimmis unseres Familiennamens gekommen.

Derselbe stammt nämlich von den „Minder(n)-Brüdern“ (Fratres minores, Minoriten, Mindern), den Bettel-, Warfüßer- oder Franziskanermönchen, die hier nach der Reformation (1528) und vereinzelt schon früher ins bürgerliche Leben traten und da noch immer der oder die „Minder“ genannt wurden.

Einige blieben ihrem alten und edelsten Grundsatz der vom Mammon unbefleckten freiwilligen Armut treu und blieben sozusagen Bettler. Andere wurden mit der Zeit sogar Regierungsräte und Nationalräte, ohne je die niedere oder bescheidene Herkunft ihres Namens zu ahnen. Ich, der unverdorrene, fast ur spr ü n g l i c h - a r m e Minder muß es ihnen also sagen!

Mein Großvater, der unehelich geborene Heimatlose, kam 1811 in Urtenbach zur Welt. Man kann aber leicht die Spur der Treibjagd (sogenannte Landjägine) hinter seiner verschaukten Mutter her, bis zum unweiten Huttwil zurückverfolgen.

Unsere Familie hat dort aber nie das Bürgerrecht zurückerhalten. Die Urgroßmutter verendete weiß Gott wo und wie. Und ihr Sohn, mein Großvater, erbte von ihr und ihrer Gilde den verachteten Korberberuf und wurde nach 27jährigem Herumziehen endlich als geduldeter Landsasse in Peterlingen und im Schalunenmoos im flachen Mittelland an der untern Emme mehr oder weniger sesshaft. Wo er sich dann mit einer blauäugigen Bauernmagd, die er auf seiner Fahrt erpäht hatte, und die backen, melken und mähen

konnte und jährlich volle 28 Bernerkronen (67 Alte Franken) Lohn gehabt hatte, wirklich und wahrhaftig ehrbar e h e l i c h trauen lassen durfte. Erst im Jahre 1861 aber, als 50jähriger, ist er und seine Familie dann in der dortigen Kirchhore Limpach (Leimbach), dank dem neuen bernischen Heimatlosengesetz vom 8. Brachmonat 1859, endlich durch die Regierung des Kantons Bern (z w a n g s w e i s e) eingebürgert worden.

Sein ältester Sohn, m e i n V a t e r, war damals schon 21 Jahre alt. Ein Jahr vorher hatte er sich bereits zur militärischen Rekrutenaushebung gestellt. Dort aber aus Scham seine Heimatlosigkeit zu verschweigen und sich — weil die Ausführung des neuen Gesetzes über die Einbürgerung der Heimatlosen solange auf sich warten ließ — als Bürger seines G e b u r t s - o r t e s Schalunen eintragen zu lassen, verursachte ihm zwar etwas Herzklopfen. Wie es aber glücklich vorüber war, auch nicht wenig innere Befriedigung. Angst hin und Angst her: nur kein Wort von den heimatlosen Korbern! Das hätte er wirklich nicht gerne durchblicken lassen, trotzdem ihm diese Hantierung ebenfalls von frühester Kindheit an geläufig war. Besonders weil er sich ja schon als 16jähriger Wube, nach einjähriger harter Arbeit bei Kanalbauten, am Munde und an der Kleidung 100 Franken als Lehrgeld abgespart und sich dann zum „großartigen“ gelernten Zigarrenmacher „emporgeschwungen“ hatte.

Leider war nun auch bei diesen, die allerdings etwas geachteter waren, deren Lage aber nicht hoch über den Korbern stand, der Schnaps kein unbekanntes Ersatzmittel für so vieles, das sie in ihrem Leben fühlbar entbehren mußten. Ja, er war ihnen bisweilen ein wahres Bedürfnis als billiger, wenn auch kurzer Trost- und Freudenspender in ihrem eintönigen Dasein. Immer gab es aber einige, die sich dauernd und vorbehaltslos dem Schnaps ergeben hatten, da er ihren Willen bereits abgestumpft und sie gegen ihre traurige Lage unempfindlich gemacht hatte, so daß sie nicht mehr muhten.

Von diesen berufs- oder standesherkömmlichen Gebrechen der Korber sowohl, wie auch zum Teil der Zigarrenmacher, noch völlig unangestekt, schaute nun mein Vater damals mit seinen sehnsuchtsblauen Augen in die Ferne. Mit den allerbesten Vorsätzen ist er dann schon als 17jähriger Handwerksbursche, zu denen man in den 1850er Jahren die Zigarrenarbeiter in der Schweiz noch zählte, zu Fuß nach dem äußersten Ende der Schweiz, nach St. Gallen gekommen. Dort hatte er in einer sogenannten „Zigarrenfabrikation“ (lies Stube) auf briefliche Anfrage Arbeit erhalten, wo er nun daneben über den Bodensee, Richtung Norkschach-Lindau, eifrig nach dem großen Hamburgerlos fahndete.

Dieses ist ihm aber nie in den Schoß gefallen, obschon er später in seiner Sehnsucht nach Aufstieg und Glück sogar bis nach Bremen — fast an Ort und Stelle des gepriesenen Hamburgerglüdes — gekommen war. In der Hütte der größten Armut geboren und ewig von diesem Unstern verfolgt, reichte seine eigene äußerste Kraft nur zum zunächst Höhern und dennoch so ärmlichen Stande. Umsonst war sein Traum von Ansehen und Hablichkeit. Als ganz a l l g e m e i n schlecht bezahlter Zigarrenarbeiter bis fast an

sein seliges Ende, war daher sein ganzes Sinnen und Trachten vorerst nur auf materielle Besserstellung gerichtet.

Daneben hat er, der Viel- und Weitgereiste, aber auch immer lebhaften Anteil genommen am Weltgeschehen und an großen Fragen der Wissenschaft und der Technik, soweit sie ihm zugänglich waren. Er, der sozusagen außerhalb der menschlichen Gesellschaft stand. Oft gar mit einem verfrühten freudigen Lächeln im ernstesten Anblick, vielleicht doch auch einmal etwas von all diesen neuen Errungenschaften und Herrlichkeiten profitieren zu können.

So schwelgte er dann als richtiger Träumer und Dichter — was die „Korber“ ja alle waren — in der fernen und ungewissen Zukunft, seine ganze Hoffnung schließlich nur noch auf seine Kinder setzend.

Aus unserer Familie

zur Zeit meiner Kindheit.

I.

Ende Februar 1886 war es bereits. Der Föhn hatte sich plötzlich eingestellt und den weißhaarigen eigensinnigen Wintermann so unsanft beim Schopf und Bart gepackt, daß ihm davon die Augen überliefen. Die Dachtraufe ging beständig. Auch die Sonne schielte blaß und verschämt in die Pfisterngasse in Burgdorf. Denn in diesem Schattloch die dicken Eiskrusten zu schmelzen, mußte sie noch dem ungestümen Föhn überlassen. Deshalb zog sie wieder die graublauen Vorhänge und legte sich schlafen. Wir Vuben aber hüpfen und stampfen auf den Eischollen herum, um sie vollends zu lockern und zu vernichten. Und bald kamen auch die Eltern reisefertig auf die Gasse herunter, denn es ging dem Frühling entgegen. Der Vater wollte diesen Anlaß besonders festlich begehen. Deshalb hatte er den Gehrock und auch schon die weiße Weste angezogen, die er als Zigarrenmacher in Deutschland getragen hatte. Stock und Streifhut vervollständigten seine Ausrüstung. Die Mutter trug in der Hand eine altersgraue abgeschossene Winstentasche, die sie mit Zeitröschen oder Huslattich zu füllen gedachte. In dieser frohen Erwartung ergab sie sich geduldig in den Husten, der sie in gewissen Abständen anpackte. Er sollte nicht mehr lange sein Unwesen treiben; mit Zeitröschen wollte sie ihm dann schon den Garaus machen. Aber erst mußte man sie haben. Daher waren die sandigen Borde der Enime, hinten bei den alten Steinbrüchen das Ziel der Reise.

Unterwegs kamen wir beim Landhaus vorbei. Ein unterseßter, grau-gekleideter Herr winkte dem Vater anzuhalten und kam uns eilig entgegen. Er möchte nur wissen, ob wir nun eigentlich seine Dachwohnung wollten oder nicht, sagte er etwas ungehalten. „Gewiß, gewiß“, beeilte sich der Vater zu antworten; „der Mietvertrag ist ja beiderseits unterschrieben!“

„Allerdings“, brummte der Bäckermeister, denn ein solcher war der graugekleidete Herr, „aber ich habe bald — geglaubt, Ihr wolltet sie nun nicht, weil — Ihr kein Brot holt!“

„Weil wir kein Brot holen?“ sagte der Vater verblüfft. „Ei nun, man kann ja das Versäumte nachholen; es ist etwas weit, bei unserer knapp bemessenen Zeit. Aber wenn wir einmal bei euch sind, sollt ihr mit uns zufrieden sein; Brot, Kartoffeln und Kaffee ist unsere hauptsächlichste Nahrung! Und unsere Vuben essen Brot, es glaubt's kein Mensch!“

Der Bäckermeister knurrte etwas Unverständliches in seinen buschigen Schnurbart, das in der besondern Betonung ausfiel wie. „Daß es dann so sei!“ Dann gingen wir unseres Weges.

Die Frühlingstimmung war aber verdorben.

Bangen Herzen dachten wir an den dicken unfreundlichen Herrn, der uns schon vier Wochen zum voraus mit seinem Brot zähmen wollte, damit wir nicht etwa in angeborener Wildheit seine dünnstäfrige Dachwohnung demolieren würden. Der Vater sagte aber, man müsse gute Miene zum bösen Spiel machen und unverzüglich das Brot dort holen. Denn die Wohnung reute ihn, sie sei billig — bloß 180 Franken Miete im Jahr — und das Haus nobel und die Aussicht auf alle Seiten eine grünere als in der Stadt. Zudem wohne auch der Oberförster von Almen im ersten Stock. Der wäre uns somit sozusagen unterstellt, was unser Ansehen ohne Zweifel gewaltig heben müßte.

Und wirklich schwoll uns der Kamm ganz bedeutend, als wir uns nach einem Vierteljahr in jenem Hause schon ziemlich heimisch fühlten. Auch mit Herrn Krafft, dem Bäckermeister, wurde die Brotsuppe nicht so heiß ausgegessen, wie sie eingebrockt war. Und Schlingbeschwerden bekamen wir auch nicht davon, denn man gab uns immer alt gewordenes Brot.

Wenn auch wir Vuben bei dem verschmähten Brot ganz vorzüglich gediehen, so verspürten dagegen unsere Eltern bald Magenweh davon.

Die Gerechtigkeit erheischt aber, daß das besagte Uebel nicht ausschließlich dem sauren Krafftbrot zur Last gelegt wird. Offen gestanden, waren da noch andere Umstände mitschuld.

Der Vater hatte es nämlich schon geraume Zeit vorsätzlich nur auf ganz grobe und minderwertige Nahrung abgesehen. Nicht deshalb, weil sie ihm etwa besonders zugesagt hätte, als vielmehr ihres niedrigen Preises wegen.

Solche Speisen stellten aber selbstverständlich an die Verdauung und an die Widerstandsfähigkeit des Körpers so hohe Anforderungen, daß ihnen unsere unterernährten und nikotinvergifteten Eltern auf die Dauer nicht gewachsen waren.

Zur Ehre und zum Seelenheil des nun schon längst bei seinem eigenen Brot verstorbenen Herrn Krafft, sei daher vorbehaltslos festgestellt, daß dieses Krafftbrot eigentlich noch ganz harmlos war, gegen die andern Schäden und Gefahren, denen unsere Eltern beständig ausgesetzt waren.

Aber da sich der Vater nun doch einmal allen Ernstes in den Kopf gesetzt hatte, allen widrigen Umständen zum Trotz und unter Entbehrungen aller Art, einen Sparpennig für die alten kranken Tage, oder auch für uns

Buben auf die Seite zu legen, so nahm er dabei auch die größten Beschwerden in Kauf.

„Etwas muß leiden, etwas geht dabei zugrund, wenn man etwas erreichen will“, sagte er dann.

Und wirklich hatte er es endlich auf diese Weise fertiggebracht, bei der Amtersparniskasse ein Sparguthaben zinstragend anzulegen. Dieses betrug nach zwei Jahren mit Zins schon nahezu die runde Summe von hundert Franken.

Das Kassenbüchlein zu versorgen, das unterschriftlich und gestempelt für diesen Schatz Zeugnis ablegte, war aber keine geringe Sache. Besonders weil wir natürlich keinen diebes sichern eisernen Geldschrank oder auch nur einen sogenannten Sekretär mit Geheimschloß besaßen und da wir Buben tagsüber allein zu Hause waren oder dann bei Abwesenheit den Stubenschlüssel einfach unter die Türvorlage — einen zusammengelegten Sack — versteckten.

Daher mußte zur List Zuflucht genommen werden.

Das Kassenbüchlein wurde deshalb in eine offene Kartonschachtel gelegt, die mit alten anrückigen Tabakpfeifen, Zigarrenbeißern und mit gefährlichen Fischangeln und künstlichen Mücken zugefüllt und gespickt wurde, und die in unverdeckter und abschreckender Häßlichkeit ihren Standort vor aller Leute Augen oben auf dem großen Kleiderschrank erhielt.

Diese Vorsicht wäre aber vielleicht nicht einmal nötig gewesen. Denn wer hätte auch bei uns schlechtbezahlten und schäbiggekleideten Fabrikiersleuten je einen solchen Schatz vermutet? Am allerwenigsten die Nebenarbeiter unserer Eltern selber. Diese wußten nur zu gut, daß man bei einem Tagesverdienst von zwei Franken bis höchstens drei Franken fünfzig für Männer, und achtzig Rappen bis allerhöchstens ein Franken achtzig für Frauen, froh sein muß, seine Schulden bezahlen zu können. Besonders wenn man Kinder hat.

Daß nun unsere Eltern ausnahmsweise keine Schulden hätten, wurde von ihren Nebenarbeitern zwar allgemein angenommen. Erstens, weil sie nur zwei Buben zu füttern und zu kleiden hatten, und dann war wenigstens der Vater noch einer von den Glücklichen in der Fabrik. Ja, er stand sogar an erster Stelle und verfertigte nur die feinen Qualitätszigarren deutscher Fassung, Brasil mit Sumatra-, Java-, Florida- oder Seedeckblatt; oder ausnahmsweise gar Havanna und Manila.

Sein Verdienst stand aber trotzdem in keinem Verhältnis zu diesen fremdartig wohlklingenden Namen und zu der höchst bevorzugten Stellung, die er inne hatte.

Wenn er zwölf Stunden anhaltend wie ein Windspiel im Stücklohn arbeitete, ohne nur einmal aufzuschauen oder auf den Abtritt hinunterzugehen, um einmal „frische Luft“ zu schnappen, so brachte er es dann auf die ganz ansehnliche Höchstleistung von sechs- bis siebenhundert prima Kopfszigarren im Tag.

Vom Hundert wurde fünfzig bis achtzig Rappen, und für die Luxuszigarren Havanna und Manila höchstens ein Franken bezahlt. Das machte

einen ausnahmsweisen höchsten Tagesverdienst von fünf Franken sechzig Rappen — aber wohlverstanden, für zwei Personen zusammen!

Denn hiervon mußte nun der Zigarrenmacher noch seine Wickelmacherin selber bezahlen. Die war allerdings als untergeordnete Hilfsarbeiterin nicht so fürklich bezahlt wie der Zigarrenmacher und bezog von den Wickeln deutscher Fassung nur vierundzwanzig Rappen vom Hundert, so daß meinem Vater noch der beneidenswerte Höchstverdienst von ausnahmsweise drei Franken und neunzig Rappen im zwölfstündigen Arbeitstag übrigblieb.

In den meisten Fällen gab's aber geringere, schlechter bezahlte Arbeit; öfters auch hindernde Zwischenfälle, sprödes, rissiges Deckblatt, oder zu langes Versäumnis mit den Formen und Pressen, so daß ein Höchstverdienst von drei Franken fünfzig aller Handel war, meist aber nicht erreicht wurde.

Aber trotzdem hatte unser Vater keinen Grund sich zu beklagen, wenn er daran dachte, wieviel weniger die andern verdienten, die keine Qualitätsmarken, sondern nur Zigarren französischer oder italienischer Fassung, Stumpfen, Grandson oder Brissago verfertigten.

Dies war schon mehr ein Massenartikel, von denen ein ganz tüchtiger Arbeiter bei höchstem Fleiß und bei zwölfstündiger, kaum durch das am Arbeitsplatz eingenommene lumpige Mittagessen unterbrochener Arbeit, bis zu zweihundert Stück, und in einigen verzweifeltsten Fällen sogar noch mehr machte, wovon ihm dann nach Abzug des Wickelmacherlohnes von ein Franken sechzig, noch zwei Franken neunzig vom Tausend übrigblieb.

Und das waren nur die allerbesten Arbeiter und Arbeiterinnen, deren ganzes Sinnen und Trachten in der Fabrik aufging, und die durch jahrelange Übung, und angepeitscht durch die — sagen wir — Notwendigkeit, eine fast fabelhafte Geschwindigkeit entwickeln konnten, die solch — im Verhältnis zu den andern, wirklich — hohe Löhne erzielten. Blieben sie dabei auch meist unfärbig und mager wie Zaunstecken, so zehrten sie doch an dem hehren Bewußtsein ihrer Tüchtigkeit und ihrer vorzüglichen Stellung unter den noch Aermern.

Diesen ganz Untergeordneten und Ausgemergelten aber, die sich nur ausnahmsweise den Luxus erlauben durften, wie die bessern Verdienner einen Zehner an ein (Ge-) Brannts beizusteuern, blieb dann neben ihrem täglichen Stückchen Brot mit Zichorienkaffee, Kartoffeln und Gras — wie sie den Gartenalat scherzweise nannten — gewöhnlich nichts anderes mehr übrig um ihr Leben zu fristen und zu erheitern, als etwa noch die stets reichlich genährte — Schadenfreude, daß es den andern auch nicht besser, oder am Ende noch schlimmer ging.

Diese durch die Not ganz Versunkenen und Verbissenen waren aber glücklicherweise doch bedeutend in der Minderzahl.

Dazu kann auch diesen nicht abgesprochen werden, daß sie bei ganz besondern Schicksalsschlägen mit den Betroffenen ebenfalls ganz allgemein Mitleid verspürten, wenn sie schon nicht viel dergleichen merken ließen.

Die meisten lebten aber bei ihrer fleißigen Arbeit und neben ihren vielen kleinen Sorgen so ziemlich gedankenlos in den Tag hinein, mit dem erhe-

benden Gefühl, wahrhaft nützliche — Glieder der menschlichen Gesellschaft zu sein. Dabei kam es ihnen aber zumeist nicht in den Sinn, daß dafür andere den denkenden Kopf und namentlich den genießenden Mund machten. So schwoll sogar noch einigen der Kamm, ohne daß man ihnen äußerlich viel davon ansah.

Es gab aber noch genug solche, die ihr schwarzes Kaffeelend wohl einsehen, und die deswegen aus der Haut gefahren wären, wenn sie es gekonnt hätten.

Aber die Macht der Verhältnisse und der abstumpfenden Gewohnheit in dem ewigen eintönigen Einerlei war meist so stark, daß sie nur durch einen unerwarteten seltenen Glücksfall — durch Hilfe erwachsener Kinder — oder durch eine schwere heilsame Katastrophe daraus herausgerissen werden konnten.

Wenn nicht zumeist der Tod, oder doch die galoppierende Schwindsucht schon früher anklopfte und ihrem stumpfen Dasein oder ihrem verzagenden Sehnen ein rasches Ende machte . . .

Da wo sich an der Südfrent die malerisch gelegene Stadt Burgdorf wie auf einem zierlichen Präsentierbecher über die alte Ringmauer mit ihren halbbrunden Wastevorsprüngen erhebt, liegt die Grabenpromenade mit ihren schattenspendenden wilden Kastanienbäumen und mit ihren grünen Ruhebänken. Von hier aus hat man die schönste Aussicht in die Vorberge des Emmentals und in die Oberländerhochalpen.

Der Ort, lange Zeit der Sammelpunkt der noblen Kaufmannsdamen der Oberstadt, mit ihren nach der neuesten Mode gekleideten Kindern, war aber hernach viele Jahre wie verrufen oder ausgestorben. Denn gerade unten an der Ringmauer befindet sich die alte Zigarrenfabrik von Sährich & Comp., die jetzt ziemlich außer Betrieb steht und durch eine neue, außerhalb dem Stadbezirk gelegene Fabrik ersetzt ist. Als aber noch die alte Fabrik in ihrer besten Blüte stand — zur nämlichen Zeit, als mein Vater noch dort arbeitete — strömte dann öfter ein solch heißender, ätzender und atemberaubender Gestank von Tabaklauge und -essenzen bis zur Promenade herauf, daß die Damen mit ihren Kindern und Sportwägeln eiligst die Flucht ergriffen und sich später gar nicht mehr einstellten, wenn sie einmal Lunte gerochen hatten. Wozu übrigens sogar die Nase eines Rhinoceros' noch hinreichend fein genug gewesen wäre. Noch drei Tage nachher hatten sie dann immer das Gefühl im Hals, als ob sie eine vaterländische Portion Kautabak verschluckt hätten.

Uns Wuben aber erschienen diese Dünste jedesmal wie himmlische Wohlgerüche, und die Fabrik wie ein verzaubertes Schloß, wenn wir sehrend und bangend über die Ringmauer hinauslehnten und den Feierabend unserer Eltern erwarteten. Denn von dieser Promenade aus, sah man gerade durch die Fenster in die Fabrikräume des ersten Stockes, wo die Zigarrenmacher und ihre Wicklerinnen wie emsige Heizermännchen ihre Zigarren drehten und drehselten. Von der phantastischen Innenausstattung dieses Burgverließes konnte man aber des dunklen tabakfarbigen Holzwerkes wegen nicht viel mehr erkennen, als die langen Tische mit den Rollbrettern und mit

für jeden einzelnen Arbeiter abgetheilten Hürdenverschlügen. An der Wand herum etwa die hohen Weigen der seltsamen Formen mit ihren unzähligen Schiffchen.

Waren im Fabrikationsraum für deutsche Kopfgarren — wo wir zuvorderst am ersten Tisch unsern Vater, und weiter hinten noch den „Galgenläng“, Guschmash, den reichsdeutschen „Anarchisten“ erkennen konnten — Bänke, Bretter und Wände vom Tabaksaft förmlich braungebeizt, so erschien im hintern, größern Unterschlag, wo die ordinären französischen Zigarren, die kurzen Stumpen oder die langen Grandson den schlechterbezahlten Arbeitern fast wie von selber unter den flinken Händen hervorrollten, einfach alles schwarz. Das war für uns die geheimnisvolle schwarze Stube, wo man außen nichts mehr deutlich erkennen konnte und wo auch unsere liebe Mutter mehr als zwölf Jahre lang ihres Lebens zubringen mußte, nachdem sie vom Werkführer in der deutschen Stube abgeschoben worden war. So daß sie nur mit Grauen von den unrückigen kurzen, milbigen, raschligdürren Waadtländerzwergeln, dem laugenschwarzen flotschigschlumpigen Kentuckyumblattgehudel und den girgellangen, krummkrüppeligen Grandsonwickeln sprach.

Lassen diese schaurigen Benennungen jeden vernünftigen Menschen zur Genüge die bei den armen geplagten Wickelmacherinnen bis zum Ekel und Haß gesteigerte Abneigung und den Unwillen gegen die vielen, ihre wilde Hast hindernden Widerwärtigkeiten erkennen, denen sie namentlich bei schlechtem Material ausgesetzt waren, so erhöhten sie dagegen bei uns unverständigen Wuben nur noch den geheimnisvollen Reiz der großen, stinkenden und duftenden Fabrik mit dem hohen Kaminturm und dem Auspuffrohr des Motors und des Herenkessels, so daß das ins Wahnsinnige verschrobene Zauberfloß mit den Zwergeln und den Schlangenschlinggewächsen — oder wie sagte doch die Mutter? — in unserer verwünschten Einbildung fix und fertig da stand. Um so mehr, weil auch die schönen lichtgewandeten verzauberten Prinzessinnen nicht fehlten!

Erst kürzlich hatten wir sie zum erstennal gesehen. Und seither noch öfter.

Es war bei den beiden vornehm abgeschlossenen Herrschaftshäusern, die links und rechts die Fabrik flankieren. Das eine hat große, mit geschnitztem Holzwerk verzierte Lauben, und das andere — ganz aus Sandsteinquadern gebaut — hinten bei der Ringmauer einen verborgenen lauschigen Garten mit vielen Zwergobstbäumen, Sträuchern und auf- und niederwärts gewundenen krummen Weglein und Steglein. Wie glockten wir da, als wir die kleinen zarten Prinzessinnen des Fabrikschlösses zum erstennal auf jener Laube erblickten! Nur mit schneeweißen Spizhemden angetan, die am Busen sogar zwei kuriose, lustige Brustbüchsen hatten, sprangen sie neckisch auf der Laube hin und her, versteckten sich lachend vor unsern Blicken und zeigten sich plötzlich wieder, was wir alles mit entzückten Ahi und Ohi verdankten. Und erst als wir sie darauf hinten im Garten sahen, jedes mit einer prächtigen Tulipa in der Hand. Da hatten sie ihren duftigen Schmetterlingsflor ganz angezogen und gefielen uns noch besser als vorhin!

Wie freuten wir arme kleine Buben uns da, daß wir eigentlich auch zu ihnen gehörten, weil unsere Eltern ja auch bei ihnen arbeiteten!

Und erst als sie wie federleichte Flaumkätzchen in die Gummikalesche gehoben wurden und dann beim Forttragen des schönen Zweigespanns mit ihren Spitzentüchlein lustig Abschied winkten, da waren wir fest überzeugt, daß es auch uns gelte und lachten mit dem ganzen Gesicht wie Maikäfer.

Schürch & Compagnie stand in goldenen Buchstaben auf blauem Grunde an der Fabrik angeschrieben. Schürch hieß die Herrschaft, und die Compagnie waren die Arbeiter. Das war für uns Buben ziemlich sicher. Und als unser Vater einst am Zahltag nach der Fabrikinventur der Mutter sagte, der Werkführer habe ihm anvertraut, sie hätten im letzten Geschäftsjahr gegen vierzigtausend Franken Reingewinn gemacht, konnte ich mich vor Freude schon gar nicht mehr fassen.

Vorläufig merkten wir zwar noch nicht viel von dem vielen Geld. Der Vater legte wie sonst seinen Zahltag auf den Tisch; sieben Fünffränker und noch etwas Ungerades. Er hatte tüchtig gearbeitet die letzten vierzehn Tage; sich oft nicht einmal Zeit genommen, schnell sein Stückchen trockenes Brot zu essen.

Auch die Mutter brachte ihr Brot wieder nach Hause; es sei hart und unköstlich geworden im Tabakgestank und ihr widerstanden; sie brocke es dann in den Kaffee.

Endlich kramte auch sie wehmütig ihren Zahltag aus dem schäbigen Kittelsack. Sie hatte bedeutend weniger als der Vater, nur drei Fünflivres, zwei Fränklein und sonst noch ein paar Bazen. Und doch habe auch sie immer wie winselstünnig draußlos gezappelt, geflotscht und gefaut, daß es ihr oft schwarz und blau vor den Augen geworden sei. Aber da sie wegen dieses Schicks — wie sie es bitter nannte — nicht den ganzen Haushalt verwahrlosen lassen wollte, und morgen öfter fast eine Stunde später, erst kurz vor sieben Uhr auf der Arbeit erschien und mittags auch eine halbe Stunde früher aufbrach, um das Mittagessen bereiten zu gehen, so konnte von ihr mit dem besten Willen nicht mehr verlangt werden. Besonders weil sie auch dem Werkführer den Trapp nicht konnte und immer ein wenig hintenab nehmen mußte.

Der Vater schob dann ihr Zahltaglein lachend zu dem seinigen, so daß die Mutter wieder etwas beruhigt war, wenn sie sah, daß es nun zusammen die stattliche Summe von fünfzig Franken ausmachte.

Davon verschlang die Milch über zehn Franken in vierzehn Tagen; fast eben so hoch kam das Brot zu stehen; Wohnung, Feuer und Licht kam bedeutend höher, so daß für alle übrigen Bedürfnisse und für zeitweilige Ergänzungen und Anschaffungen noch zehn bis höchstens fünfzehn Franken übriggeblieben wären, wenn der Vater nicht zumeist davon vorweg noch einen Fünflivres für den unerbittlichen Vorsorg auf die Seite gelegt hätte.

So wurden dann viele Ausgaben einfach, helf' was wolle, gewaltsam unterdrückt, die schon längst bitterübel nötig gewesen wären. Und manches wurde als unerschwinglicher Luxus betrachtet, was anderwärts als eine kleine selbstverständliche Unentbehrlichkeit angesehen wird.

Was wollen wir morgen essen? Das war alle Abend das ständig schwierige Thema. Heute war Zahltag und morgen ist Sonntag. Da sollte man sich ausnahmsweise doch etwas Besseres gönnen.

„Gehe ins Schlachthaus und schaue ob du noch ein Gekröse oder eine Lunge bekommst“, sagte dann der Vater gewöhnlich zur Mutter; „das ist noch das Billigste und besser als die ewigen Kartoffeln und das Kaffeegeschlüder oder das Mehlgeteigel.“

Wie oft zögerte aber die Mutter dann, mit dem Hinweis, daß das letztemal ja auch schon alles fortgewesen sei! Die Herrenleute holten einem ja alles vor dem Munde weg als Hundefutter. Zudem sei so eine Lunge doch nur Schwamm und Vießluft! Und vor dem langen Gedärme habe sie immer ein heimliches Grausen! Und als alles Ausreden nichts half, verwies sie dann noch mit weinerlicher Stimme auf die großen Metzgerhunde im finstern Schlachthof, die jedesmal wie wahnsinnig auf sie losstürzten.

Je mehr sie sich aber dagegen sträubte, um so eifriger in seinem Begehren, um so fleisch- und blutgieriger wurde dann der Vater, bis er ihr schließlich das Armkörbchen an den Arm hängte, so daß die Mutter keinen andern Ausweg mehr sah und eiligst ging. Und siehst du nun? Ein solch langes und großes Gekröse brachte sie diesmal nach Hause, daß wir fast selber Darmverwicklung bekamen davon!

„Immer und immer frisch muß man drauf sein“, sagte der Vater dann triumphierend, „und sich nicht abschrecken lassen, wenn man von den Herrlichkeiten dieser Welt auch etwas erhaschen will!“

II.

Unser Vater hatte uns wieder einmal mit vielen Einzelheiten seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Es steht gar nirgends geschrieben, daß er nicht ein Professor geworden wäre, wenn er in der Jugend die nötige Ausbildung erhalten hätte. Gleichgültig welcher Fakultät, einfach ein Professor. Aber nichts anders. Nicht etwa ein Naturforscher. Noch weniger ein Erfinder oder Künstler. Dazu fehlte ihm der Witz. Aber ein Gedächtnis hatte er wie ein Phonograph. Der konnte auch die Sachen verdaut und unverdaut in sich aufnehmen und nach Wunsch jederzeit unverändert wiedergeben; das gab ihm nichts zu tun. Er hätte das Zeug zu einem Gymnasiallehrer gehabt. Es liegt in der väterlichen Familie, bei den Korbern! Auch mein Bruder schlägt auf diese Seite.

Meine Mutter dagegen hatte nur ein mittelmäßiges Gedächtnis, aber ein tüchtiges Quantum Mutterwitz. Ich habe mehr ihre Mängel und Fähigkeiten geerbt. Aber gute Schulzeugnisse brachten wir zwei Buben gleichwohl beide mit nach Hause. Eben jetzt, in den ersten Schuljahren, ausnahmslos die beste Note. Die menschenfreundliche Gattin des gerade unter uns im ersten Stock wohnenden Oberförsters von Almen, die ihre zwei gut erzogenen Söhnchen unseres Alters nicht genug fördern und ermahnen konnte, hat sich

nicht umsonst jedesmal fast zu Tode verwundert und gegrämt, wenn sie — was sie regelmäßig jedes Quartal machte — unsere Zeugnisbüchlein eingesehen hatte.

Es schien ihr wohl ganz außer Ordnung und wider Erwarten, daß wir, als armer Leute Kinder, oft mehr Fähigkeiten und Talente an den Tag legten, als ihre, denen sonst nichts mangelte. Ganz unverhohlen gab sie auch jeweils ihrem Erstaunen Ausdruck, lobte und ermunterte uns und ließ darauf jedem von uns einen Halbfränkler ins Blusentäschchen gleiten. Hierauf mußten wir noch regelmäßig ein Liedchen singen.

Das geschah immer aus etwas erhöhter Warte, von der Treppe aus. Ich sang Sopran, und mein Bruder sekundierte. Diese Ausdrücke hatte uns der Vater gelehrt. Er war als ledig Männerchorfänger gewesen. Erster Tenor! Darauf bildete er sich nicht wenig ein. Darum mußten wir unsern Liedervorträgen auf sein Geheiß einst sogar einen Anstrich ins Höhere geben und — ohne in diesem Alter schon Notenkenntnisse zu haben — ganz beliebige Notenblätter zur Hand nehmen, um darüber hinweg auswendig unsere Küherjodel zu singen.

Jetzt war's aber genug! Jetzt konnte sich die Wasch- und Hilfsfrau im Hause, Frau Kauer wieder — oder Frau Wieder-Kauer — nicht mehr beherrschen. Sie hielt sich mit zornbebenden Händen an der Treppenlehne, halfte in unsere Notenblätter und — wie Frau von Allmen nach Schluß der Strophe gerade ein neues Lob über unsern so schönen zweistimmigen Gesang anheben wollte — brachte sie dann den Schwindel mit entrüsteten Worten rücksichtslos an den Tag. Der Vater zog sich aber mit der schon vorher bereitgehaltenen Ausrede aus der Patsche, er habe uns angeraten die Notenblätter vor die Nase zu halten, weil wir immer noch gar so grausam scheu seien!

Frau von Allmen begriff belustigt, und wir sangen unsern Jodel schnell im Hopsгалopp zu Ende und zogen uns dann in unsere Mansarde zurück.

Drunten im ersten Stock hob nun aber bald ein anderer Gesang an! Das Schlusergebnis des Examens der Herrenbüchchen. Regelmäßig wurden die durchgewalkt, nach den vergleichenden Schlußbetrachtungen unserer Zeugnisbücher! Sie dauerten uns ordentlich!

Und in fassungslosem Ingrimm sah dann Frau Kauer hinter ihren Geranien am Fenster, wußte sich lange Zeit nicht mehr zu helfen und verreckte fast vor Aerger.

„Buben, weil ihr nun doch gerade die neuen Grifffhosen anhabt, so nehmt jeder noch ein Bündel Hinkendbot-Kalender unter den Arm und geht noch ein wenig hausieren damit“, sagte dann etwa der Vater. „Der Albert kann morgen auch gleich in die Zigarrenfabrik kommen; das ist ihm doch immer der liebste Weg.“

Das war nämlich alljährlich um die Weihnachtsferien unsere Beschäftigung, den Werner Hinkendbot-Kalender zu verquanten. Drei bis vier Duzend setzten wir immer ab. Das beste Gebiet war dann die Zigarrenfabrik. Dort hausierte ich, weil ich mehr Schliff hatte als mein Bruder. Da ging ich dann

immer zuerst zum Werkführer Bratschi, zog mein Käppchen und fragte, ob es mir erlaubt sei, in den Räumen der Fabrik meinen Kalender feilzubieten.

Das wurde mir jedesmal gestattet; auch diesmal wieder.

Werkführer Bratschi saß gerade hinter seinem kleinen Pultchen in der „deutschen Stube“ und schaute halb forschend, halb wohlwollend auf mich herab, als ich meine Büdlinge machte. Mein Bruder hätte das nie fertig gebracht, diesem falschen Hund gegenüber, versicherte er mir. Ich machte es unbedenklich. Dann bot ich ihm auch gleich einen zum Kauf an. Natürlich sagte er nicht nein, zahlte die vierzig Klappen und schlug auch wie gewohnt gleich die „Europäische Rundschau“ auf. Denn er war Politiker, Herr Bratschi, und gerade großzügiger! Er hatte sogar einen Stich ins Soziale, denn er war früher Verdingbub gewesen. Darauf hatte er neben meiner Mutter in Lügelflüß das Zigarrenmachen erlernt, sich später in diesem Erwerb selbständig gemacht, den Tabak aus zweiter Hand von Schürch & Comp. bezogen und, als er vor dem Konkurse stand und diese Bezüge nicht mehr bezahlen konnte, sich in schlauer Berechnung erboten, seine Schuld als Werkführer des Geschäftes abverdienen zu wollen. Die Offerte wurde angenommen, und seither war er wohlbestallter Werkführer in dieser großen Tabak- und Zigarrenfabrik, bezog damals zum mindesten seine zweihundert Franken Monatsgehalt und wurde feist und dick dabei. Aber den Arbeiterfreund markierte er gleichwohl noch gerne weiter, teils aus alter Liebe, und teils weil er bei den obern Zehntausend doch noch nicht recht landen konnte.

Nun hatte er also den Kalender vom kommenden Jahr 1887 in der Hand und darin zufällig gerade Seite 58 der Weltchronik aufgeschlagen, wo sie vom Königreich Belgien handelt.

Währendem ich an den Tisch herum weiter hausierte, las er für sich den Artikel durch und schickte sich dann an, die empfangene Weisheit weiterzugeben; denn er war mitteilksam, Herr Bratschi. Die Zigarrenmacher und die Widlerinnen hatten sein Räuspfern vernommen und richteten nun pflichtschuldigst ihre Blicke zum Pultchen. Als Ruhe eingetreten war, während welcher ich mich natürlich auch still verhielt, las er nun einfach den betreffenden Artikel vor, gab noch seinen Senf dazu, und die staunenden Arbeiter waren wieder um eine Weisheit reicher geworden. Der Artikel war übrigens gar nicht übel, so daß wir ihn zu Hause noch einmal durchlasen. Er lautet:

Chronik 1886.

„Das Königreich Belgien zeigt so recht grell die Schattenseiten der jetzigen Produktionsweise. Es besitzt unerschöpfliche Minerallager, den fruchtbarsten Boden, hat zwischen den reichsten Kulturgegenden die günstigste geographische Lage und freien Weg zum Meer; von allen Staaten Europas hat es die dichteste Bevölkerung und im Verhältnis zu seiner Größe die meisten Eisenbahnen und Kunststraßen; Handel und Industrie stehen in höchster Blüte. Aber die massenhaft erworbenen Reichtümer kommen nur einem kleinen Bruchteil der Bevölkerung zugute; mehr als die Hälfte der Einwohner sieht sich in den Zustand des Proletariats hinabgedrückt und über ein Viertel der Gesamtbevölkerung von 5½ Millionen bedarf zeitweilig der

Unterstützung. Unwissenheit der Arbeiter und der Eigennutz der Unternehmer schaffen da einen fruchtbaren Boden für sozialistische und anarchistische Wühlereien wie in wenigen Ländern...."

Als der Werkführer bei dieser Stelle angelangt war, schnellte auch der lange Guschmash in die Höhe und spitzte die Ohren. Offenbar schien es ihm aber zu gefährlich, vor dem Werkführer seine anarchistische Gesinnung zu ver-raten, wenn er überhaupt wirklich eine solche hatte, so daß jener den Artikel zu Ende lesen konnte, ohne unterbrochen zu werden. Der Schluß lautete:

„Jedes Jahr finden Arbeitseinstellungen und Unruhen statt; und in Folge poli-tischer Wühlereien für das allgemeine Stimmrecht, das der Arbeiter als Garantie für eine gesicherte Existenz aufsaßte, erfolgte im März 1886 in den hauptsächlichsten Industriebezirken eine allgemeine Einstellung der Arbeit. Die Arbeiter rotteten sich teilweise bewaffnet zusammen, Hunderte und Tausende, Männer, Weiber und Kinder durchzogen mit dem Rufe: „Mord und Brand“ oder „Nieder mit dem König aus Papp“ das Land, viel Schaden an Eigentum anrichtend. Die ersten Mitteilungen über niedergebrannte Klöster, Fabriken usw. waren teils völlig unwahr, teils über-trieben; aber was geschehen ist, ist immer noch genug. Erst einer ansehnlichen Mil-i-tärmacht gelang es, die Ruhe wieder herzustellen. Außerlich herrscht wieder Ruhe; aber die Quelle der Uebel wird wohl kaum abgegraben werden, so daß die revolutio-nären Ideen hier immer einen fruchtbaren Boden finden werden.“

Der Artikel war, wie gesagt, gar nicht so übel, und auch der Werk-führer ließ ihn fast uneingeschränkt gelten. Seine großzügige Politik, auf die er sich so viel einbildete, hätte man aber eher eine „entfernte“ Politik nennen können.

Denn es war gerade seine Art, alles was weit hinten in der Türkei vor sich ging, in den schwärzesten Farben zu malen und dabei mit seinem ver-dammenden Urteil oder mit seinen Reformvorschlägen nicht hinter dem Berge zu halten. Je näher aber die kritisierten Zustände dem eigenen Lande oder der eigenen Gegend lagen, um so zurückhaltender wurde er auch mit seinem Urteil, bis er schließlich noch die größte Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit mit seinen abgefeimten Luftblasen zu beschönigen suchte. Und was gar die Zu-stände in der eigenen Fabrik betraf, fand er natürlich fast nicht Worte genug des Lobes. Seine Einschränkung galt dann jeweils bloß der bemühenden Tatsache, daß es eben leider Gottes nicht überall so gut bestellt sei, wie da.

Auch über Belgien äußerte er sich noch im besondern. Dazu streckte er wie suchend seine gepreizte feiste Hand aus, schnupperte ein paarmal in die Luft und sagte endlich in seiner gewichtigen, gleichsam tastenden Sprechweise, daß er die Wühlereien der dortigen Arbeiter, die partout das allgemeine Stimmrecht erlangen wollten, selbst als schweizerischer Demokrat durchaus nicht billigen könne. Und dies aus „opportunistischen“ Gründen. Dieses schwierige Wort hatte er vorsichtshalber noch langsamer als das übrige, fast zergliedert, aber ganz richtig ausgesprochen! Also aus diesen schwierigen Gründen halte er ihre Meinung für durchaus verfehlt, daß das allgemeine Stimmrecht eine Garantie für eine gesicherte Existenz wäre.

„Hier in der Schweiz haben wir das allgemeine Stimmrecht“, beweis-führte er mit erhobener Stimme und wegwerfender Gebärde, „aber....“

Jetzt wurde mein Vater doch gespannt, ... „was aber?“ entschlüpfte es ihm im Eifer.

Der Werkführer Bratschi war aber schon inne geworden, daß er sich beinahe verschnappt hätte und brach ab, ohne den Satz zu beendigen.

„Ja aber!“ sagte mein Vater noch; dann hörte man nichts mehr als das Flösschen der Kleisterpinsel und das Rollen der Zigarren. Aber meine Kalender hatte ich alle verkauft. Die weltkluge Auseinandersetzung des Werk-führers hatte mir dazu die beste Reklame gemacht. Die armen Arbeiter und Arbeiterinnen waren neugierig geworden und suchten in ihren verhubelkten Geldtäschchen bedächtig ihre vier Bazen zusammen — wo sie nicht gefährliche Schulden machen und meinen Kredit in Anspruch nehmen wollten — und münzten mir dann das Geld gegen einen solchen Wunderkalender, der zur Seltenheit einmal offen heraus die Wahrheit sagte, auf das Rollbrett. „Es ist wahr“, sagte ich dann, indem ich das Geld einsteckte, „der Hinkendbot ist auch uns ans Herz gewachsen“. Und es war noch einmal wahr! Nicht etwa nur des Verdienstes wegen, den wir dabei fanden; sondern wegen des Inhalts. Dazu war er neben den alten Heiligtümern, die wir etwa besaßen, absolut das einzige neuzeitliche Buch, das sich damals in unsere Familie ver-irrte, da wir in diesem Alter von der Schule noch keine Bibliothekbücher beziehen konnten.

Schon lange zum voraus freuten wir uns dann auf sein Eintreffen, da wir ihn gegen Postnachnahme direkt vom Verlag in Bern bezogen. Was uns das ganze Jahr abging, neuer Lesestoff mit Bildern, bekamen wir nun gleich dukendweise.

Das war dann jedesmal ein Jubel bei uns, daß Frau Kauer einst in ihrer Wut den Hakenstecken ihres seligen Mannes nahm und damit ganz nachdrücklich an unsere Türe klopfte. Das Verdammteste dabei war dann für sie noch, daß sie nun zum Vorwand einen Kalender kaufen mußte, als unser Vater plötzlich ganz unerwartet nachsehen ging, was es gebe. Darauf lasen wir vorweg die Wize und lachten dazu aus vollem Halse. Denn unsere Liebhabereien waren sich seit Großvaters Zeiten noch ziemlich die gleichen geblieben!

Nur der eine Fortschritt war zu verzeichnen, daß wir doch ganz andere Einnahmequellen besaßen, als seinerzeit die Korberkleute im Taubenmoos!

Als eine nicht unwichtige erschien uns Buben der städtische Kehrichthof. Mittwoch und Samstag war städtische Abfuhr des Kehrichts. Dann gingen wir, wenn immer möglich, auf den Kehrichthof und wühlten und lasen dort Lumpen, Knochen, Alteisen und edles und unedles Metall heraus, was wir alles sachkundig sortierten — wollene Habern, Guß und Metall gesondert — um es dann dem nahen Habern- und Alteisenhändler zu verkaufen.

Wir wußten die guten und die schlechten Fuder ganz genau zu unter-scheiden und konnten aus deren Inhalt sogar die Straßen und Quartiere bezeichnen! Trockene und lockere Ware war uns lieber als feste und klebrige; schon aus hygienischen und ästhetischen Gründen! Aber auch abgesehen von beruflichen Unbekömmlichkeiten, fanden sich eben im schönen und lockern

Rehricht viel eher die schönen Säckelchen und gar „Wersachen“, die unbemerkt, oder meistens achtlos ausgeschraubt von des Reichen Tische fielen, wie Spielzeuge, Musikinstrumente, Gebrauchsgegenstände aller Art usw., die dem — sonst nicht etwa im besten Geruche stehenden — Rehrichtleserleben erst den rechten Reiz und die höhere Weihe gaben.

Während wir Buben in der Mehrheit — es hatten sich nämlich auch andere arme Jungen diese Fundgrube menschlichen Wohlstandes und Glückes schätzen gelernt — während wir also in der Mehrheit sozusagen nur lehrichthöfische Feinschmecker waren, da wir aus dem Rehricht nur flüchtig wie Schmetterlinge, bald hier und bald da den Nektar nippten, wich dagegen der Altmeister des Rehrichthofes, der Pfisterresli, nicht ab von den strengen und mühsamen Richtlinien seiner Pflicht.

Es war dies nämlich ein älteres Männchen, das seinerzeit als Hanf- und Flachshechler, Sparheft-Inhaber und darum beschwindelter, unverschuldeter Konkursit des Lebens Bitterkeiten bis zur Hefe austkosten mußte, bis er endlich für dauernd auf dem Rehrichthof gelandet war. Immer schön vorweg schlug er dann seinen Karst in die Rehrichthausen, unbeirrt durch feste Klebrige, oder übelriechende saftige Partien, schob das Erlesene beiseite, raffte dann am Feierabend seine Ausbeute an Knochen und Hadern zusammen, mit dem Bewußtsein, wieder einen Tag gewissenhafter und fleißiger Arbeit hinter sich zu haben und als Ertrag einen Verdienst von vielleicht dreißig bis fünfzig Rappen einstreichen zu können.

Land und Glitterwerk dieser Welt konnten ihn nicht mehr locken, weshalb er sich mehr als einmal über unser flüchtiges und flatterhaftes Suchen und Erlesen aufhielt, schon im wohlverstandenen Interesse der städtischen Bauverwaltung! Furche um Furche sollte man den Rehricht schön gleichmäßig auf die Seite hacken oder scharren, damit Ordnung und Anlage darin bleibe, eiferte er dann.

Reich wurden wir natürlich nicht beim Rehrichtlerlesen. Aber ich darf schon verraten, daß z. B. unsere Eßbestecke ausschließlich aus jener Quelle ergänzt wurden. Gepuht und gewaschen, waren sie dann immer noch appetitlicher als das geröstete Paniermehl, das die reichen Leute in Paris über die feinen Speisen streuen, und das aus Brotresten hergestellt wird, die eigens von Spezialisten aus den Minnsalen der Straße oder unter den Füßen der Gastwirtschaftsbesucher zusammengeslesen werden. Gewiß auch appetitlicher als die Tragantgallerte der Konditoren, die ebendort eigens für die Tafelauffätze und den Bonbon-Kunstkonfekt der besten Gesellschaft aus Matteneinwicklung bereitet wird, während — um gleich alles zu Ehren zu ziehen — die Wälge für diese Feinschmecker zu Glacéhandschuhen verwendet werden. Man möge uns daher gütigst entschuldigen und nicht gleich ausspucken, wenn wir der Not gehorchend, nicht der Eitelkeit, die im städtischen Rehrichthof gefundenen Eßbestecke unbedenklich für den eigenen Gebrauch verwendeten.

Mancher noch ganz gut brauchbare Gegenstand nobler Herkunft kam so in unsern Besitz, auf den wir sonst hätten verzichten müssen. Sogar eine richtige messingene Es-Trompete ließ unser Lob des Rehrichthofes ins Land

hinaus erschallen. Sehr zum Aerger der Frau Kauer und des Herrn Krafft, die — wie so oft — wieder einmal gleicher Meinung waren. „Die Minderbuben sind doch die wüßtesten Buben von der Welt“, sagte dann Frau Kauer. Aber dem Rehrichthof konnte sie uns doch nicht entfremden damit. Bloß die anhaltenden Schneestürme, die eben im Jänner die Täler durchstobten und über die bereits besiegten Höhen hinwegzogen, und die alles unter einen dichten weißen Pelz begruben, vermochten uns für diese Zeit der geliebten Stätte fernzuhalten. Als aber anfangs März der Himmel wieder zu blauen anfing, und von Südwesten über die Rappensfluh von Oberburg und vom Pleerwald her, langstreifige Windwolken zogen, kam auch bald ein warmer Regen der den Schnee vollends schmelzen machte.

Dann zogen auch wir wieder heimlich hinaus an den Ort, wo man sich nicht von den sogenannten bessern Leuten blicken lassen durfte, ohne dem Abscheu und der Verachtung anheimzufallen. Da hatten sich dann auch schon die andern Armeuteulinder eingestellt, Buben und Mädel, und lobten mit lauter Gebärde die gütige Vorsehung, daß sie immer wieder Frühling werden und immer eine Karrenbenne Rehricht um die andere anfahren ließ.

Um uns dann für die empfangenen und noch zu gewärtigenden Wohltaten auch in jeder Hinsicht dankbar zu erweisen, gingen wir den Stadtarbeitern beim Herannahen der Karrenfuhr wohl auch bis unter den Stuß abhang des Weges entgegen, um nachzuschieben. Das hatte dann noch den Vorteil, daß wir schon unterwegs einen prüfenden Ueberblick über das Fuder tun konnten, um dessen mutmaßliche Ergiebigkeit abzuschätzen. Sich aber zum voraus etwas anzueignen, darauf mußten wir gewöhnlich verzichten. Denn der eine der Stadtarbeiter, der mit dem Uebernamen Doppelschigg durchs Leben plätscherte, weil er immer in beiden Backen große Mengen Kautabak verstaubt hatte, und der seine Anstrengungen hinter dem durch menschliche Körperkraft vorwärtsbewegten Fuder geltend machte, hielt eben gewöhnlich schon während der ganzen Fahrt die eine Hand über die sichtbaren Kostbarkeiten gebreitet. So ging es dann mit vielfachem Nachdruck, den Arbeitern in Seil und Stange fast Hals über Kopf den Stuß hinauf, an jene Stelle, wo früher die ziegelbedeckte romantische Schinderbrücke über die Emme in die Waldeck hinüberführte.

Moderne gedeckte Müllwagen mit Pferdebespannung waren damals noch keine im Gebrauch. Ebenso wenig wie Jaucheabfuhrwagen mit Pumpe und Geruchverbrenner. Die einzigen Vorkehrungen gegen gesundheitschädliche Einflüsse waren die erwähnten mächtigen Prisen Kautabak der Stadtarbeiter und — von ähnlicher Wirkung — das herzige, oder vielmehr herzförmige (Ge-)Branntschälchen des Pfisterresli. Wir kerngesunden Buben waren aber — ganz abgesehen von sitzlichen Ervägungen — zu sehr im Jugendfeuer, hatten noch eine zu gute Stoffverbrennung und Schlackenentfernung, als daß wir je künstliche Einheizmittel hätten zu Hilfe nehmen müssen. Uns konnten weder Bakterien noch Bazillen noch Staphylokokken oder andere Kokken etwas anhaben. Dazu war auch die Emme nahe, wo wir fleißig

Schwimmversuch, Sand- und Sonnenbäder nahmen. Damals ausnahmsweise schon im März!

Aber geknattert und geklappert vor Kälte haben wir da, daß wir beim Kauern während des Anziehens die Knie bis über den Kopf in die Höhe zogen, wie die Fliegen nach ihrer Mahlzeit. Wir hatten eben nur mit der lieben Sonne und nicht mit dem kalten Schneewasser gerechnet! So zogen wir uns denn, so schnell es bei unsern zitternden Gliedern ging, wieder an, sprangen wie toll in den Schachen, den Niederwald längs der Emme, wo wir abgestandene Erlensträucher abbrachen, die jeder eine Bürde heimschleifte, fest entschlossen, zu Hause wieder einzuheizen. Von der Hast aber wieder in Hitze geraten, sahen wir das doppelt Uebereilte des damaligen Tages bald ein und ließen nun hübsch ruhig der Reihe nach die Boten des Frühlings anrücken. Zuerst die Weiden- und Erlenkästchen, das Weiden-, Erlen- und Eschenlaub. Von den Feld- und Waldblumen nicht zu sprechen, die uns nun schon weniger reizten als die teuren essbaren Morcheln, die bald darauf an den uns wohlbekannten Plätzen und Stellen oft schon über Nacht zum Boden herausgeschossen.

Kam dann noch das erste Frühlingsgewitter, so blühte unser Morchelgeschäft erst recht auf. Da war dann auch unser Vater nach Feierabend und Sonntags beständig im Walde. Unsere Augen waren dann so sehr auf die Morcheln eingestellt, daß wir vor Eifer und Ueberreizung gar solche zu sehen vermeinten, wo sich nur etwas Gelbes zeigte — wie Schlüsselblümchen, Hahnenfuß oder Löwenzahn — bis wir schließlich überall Morcheln sahen wo wir nur hinblickten. Sogar im Laub der Sträucher und Bäume!

Letzteres begegnete freilich nur uns Vuben; denn der Vater gaffte beim Morchelnsuchen nicht auf die Bäume! Immer zur Erde gebückt, mit gesenktem Blick, bahnte er sich dann kopfvoran durch das Gestrüpp einen Weg, bis er wieder vereinzelt Morcheln, oder gar ein ganzes Nest gefunden hatte. Dann fing er wohl aus Freude zu singen an: „Oh die schönen Dotter-dotter-dotterblumen!“

Wenn aber jemand anders in der Nähe war, ließ er natürlich das Singen hübsch bleiben, um sie nicht auf die nahe Goldgrube aufmerksam zu machen.

Waren die Morcheln noch zu klein, so brachen wir sie nicht in übereilter Gewinnsucht trotzdem zu frühzeitig ab, wie andere unverständige Leute, sondern wir ließen sie noch zu weiterem Wachstum stehen. Damit sie aber nicht von jemand anderm gefunden und gepflückt würden, hatten wir immer einige handliche Stücke Zeitungspapier in der Tasche. Die wurden kunstgerecht zerknittert, an einer verräterischen Ecke ein wenig mit Senf oder Tabakpfeifenast versehen und dann mit stillen Segenswünschen auf die herzigen Mörchelchen gedeckt. Darunter geblieben sie immer ganz vorzüglich und — kamen nie abhanden. Das war das beste Mimikry. Probatum est! Latein: es ist erprobt! Hierauf wurden die Morcheln an Schnüre gezogen und diese Kränze an der Luft getrocknet.

War das Botanisieren vorüber und das Herbrühen und Präparieren fertig, so folgte dann noch der viel großartigere kaufmännische Schwindel, das Einholen oder Versenden der Offerten.

Zuerst schrieb der Vater noch selber. Wie er aber sah, daß ich ihn an wichtigen Einfällen und mächtigen Schriftzügen und Schwüngen noch übertraf, als ich dann eine Freistelle am Gymnasium erhalten hatte, wurde nun die Korrespondenz samt Procura mir übertragen.

„An das Grand Hôtel oder Erste Delikatesgeschäft soundso in eben dort. P. P. Da wir in der glücklichen Lage sind, direkt aus erster Hand, von armen aber saubern Leuten zu billigen Preisen richtig luftgebörte prima Speisemorcheln in der beliebten schmackhaften Mittelgröße erstehen zu können, so möchten wir Sie, uns höflichst empfehlend, auf diese überaus günstige Kaufgelegenheit aufmerksam machen und Ihre eventuelle gütige Bestellung und Preisofferte einholen. In Erwartung einer gefälligen Rückäuferung usw. usw. wie der Schwindel heißt, mit vorzüglicher Hochachtung, J. Winder bei Schürch & Comp. in Burgdorf.“

So kamen wir dann gewöhnlich in die angenehme Lage, für die billigen Morcheln der „armen aber saubern“ Leute 25 Franken fürs Kilo zu lösen, statt nur 15 Fr., wie in Burgdorf bezahlt wurde. Wenigstens ein Kilo brachten wir immer zusammen. Dazu brauchte es aber schon sehr viele, da sie gebürtig federleicht sind. Aber was machen doch die armen Leute nicht alles, um sich ihr bißchen trockenes Brot zu sichern und um den reichen Lebemännern mit Morcheln und Trüffeln wieder ihre verpufften Lebensäfte zu erneuern!

Wie der entschwindene Lebensfrühling dem vergnügungshaschenden schnellebigen Manne erst so recht zum Bewußtsein kommt, wenn die dürren Blätter nicht mehr grünen können — so zog auch in der Natur mit jungem saftigem Laub der Frühling vorüber, stand im Vollbesitz seiner Kräfte in der Sommer Sonne, bis er alt und runzlig wurde, sich plötzlich verfärbte und — verschied. Und der stille Wintermann kam und breitete sein Totenlinnen darüber.

Wohl dem, der so gelebt, daß er sich nicht gegen die Natur und gegen die Menschen versündigt hat!

Aber selbst die Elemente empörten sich ob dem Unrecht, das reiche Wüstlinge tagtäglich verübten; der Wind heulte und schrie untermischt von dem Stöhnen gefallener Opfer und dem Tränenstrom armer Weiber und Kinder, der unaufhörlich vom Himmel fiel. Und als man den 10. Dezember 1887 zählte, hatte der nächtliche Sturm das weiße Totenlinnen vom Grabe des ausschweifenden Morchelneffers fortgezerzt, so daß es schmutzlos, schwarz und kahl dalag. Und die erzürnten Elemente brausten als Hochwasser der Emme ins Land mit meterhohen Wellen und Wogen und ließen erst nach, als sich die armen Leute mit langen Flößhaken versehen, nach Herzenslust mit Schwemmholz bereichert hatten.

Auch unser Vater hatte sich derart für unsere Besitzlosigkeit und für unser tagtägliches Ausgebeutetwerden gerächt. Und nun sollte auch endlich unser sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen und ein älterer Holzertarren

angeschafft werden, damit wir unser aufgefishetes Schwemholz nach Hause schaffen konnten. Auch die vielen Knüttel und Baumstämmchen, die das abziehende Wasser auf dem Kies des Flussbettes liegengelassen hatte.

Es ist aber begreiflich, daß das nasse und unreglierte Emmenholz dem Krafft-Brot- und Zuderbäcker nichts weniger als in den Kram paßte. Auch seiner züchtig geschickelten Hilf- und Waschfrau, die als Knebelburgerin ihr Brennholz aus dem Bürgergut gleich kasterweise umsonst erhielt, kam unser mühseliges Ferggen zu gemein und armselig vor, so daß sie immer frisch wieder versicherte, das passe nun einmal nicht in dieses Haus.

Nur der Oberförster von Allmen und seine herzensgute Frau freuten sich heimlich über unser gewerbiges Treiben.

Bis sie schließlich doch noch über uns in Zorn gerieten! Und ganz ohne unsere eigene Schuld!

Guschnasch, der reichsdeutsche Nebenarbeiter des Vaters, war kurz darauf in aller Aufregung zu uns gekommen und hatte eine deutsche Anarchistenzeitung mitgebracht, die ihm regelmäßig verschlossen von London aus zugesandt wurde. Eben in dieser Nummer war ein Justizmassenmord geschildert, dem am damals unlängst verwichenen 11. November des Jahres 1887 in Chicago eine Anzahl Anarchosozialisten zum Opfer gefallen waren, die brutale Kapitalisten- und Polizeigewalt ebenfalls mit Gewalt vertreiben zu können glaubten.

„Fieslen und Schwab wurden in Ermangelung von Beweisen zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt“, sagte Guschnasch, „Lingg hat sich im Gefängnis mit einer im Munde entzündeten Patrone selber getötet, und Spies, Engel, Fischer und Parsons wurden im Treppenhaus des Justizgebäudes gehängt, schimpflich in schwarze Zippelkapuzen und Tücher gehüllt; aber alle starben mutig und hammerherden-verachtend wie Löwen“. Guschnasch war in unbeschreiblicher Aufregung. „Weißt du Jagghob, ahnst du“, sagte er zu unserm Vater, „wie der greise, ein ganzes Leben lang ausgebeutete Parsons die letzte Nacht in der Zelle zubrachte?“ . . . „Er gedachte seiner fernen Heimat und seines unglücklichen Weibes, das man grausamerweise abgewiesen hatte, als sie an die Tür des Gefängnisses pochte, um Abschied von ihrem armen Gatten zu nehmen. Darauf sang er in heiligem Wahnsinn mit ergreifender Stimme das schottische Volkslied: Schön sind Marxweliens Wälder, wenn der Tau liegt auf der Flur; dort war's wo Annie Laurie mir gab den Treueschwur . . .“

Guschnasch weinte; wahrhaftig er weinte. Dann tobte er und schwang seine Zeitung in der Luft herum. Dann wütete, stampfte und schrie er. Dann wurde er wieder rührselig und deklamierte den Schlußvers der Anarchistenzeitung. Er lautete:

„Einsam, verlassen im Leben
Ist uns die Rache gegeben. . . .
Erst nach der Todesühne
Tritt dann das Volk auf die Bühne. . . .“

„Hundertundfünf-, hundertundfünfzigtausend Menschen haben dem Leichenzug der Anarchisten das Geleit gegeben“, schrie Guschnasch unter Tränen.

„Siehst du, Jagghob, sowas könnten wir ja alle Tage selber haben!“

Auf das Geschrei und Gepolter war es aber auch unter uns lebendig geworden, und — was sonst vor- und nachher nie geschah — Herr Oberförster von Allmen kam zu uns herauf und wies uns unsanft zur Ordnung. Er wird eine sonderbare Meinung davon bekommen haben, wie sich arme Leute vergnügen. Und diesmal absolut ohne Schnaps!

III.

Die mitternächtigen Silvesterglocken waren verklungen und das neue Jahr 1888 angebrochen. „Was wird es wohl bringen?“ seufzte die Mutter in die Zukunft. „Vorläufig Rostfleisch genug, Aepfelschnitz und Speck und Katalonierwein“, erwiderte der Vater lustig. Drauf beglückwünschten wir uns gegenseitig, daß wir noch am Leben waren, begaben uns dann zu Bette, um morgens zum Neujahresfest beizeiten antreten zu können. Denn das war der einzige Anlaß jahraus und jahrein, wo wir uns wirklich einmal etwas Besseres leisteten. Obgleich wir eigentlich nie Hunger zu leiden brauchten, dank der liebevollen treuen Fürsorge unserer armen Eltern, so freuten wir uns doch immer lange zum voraus auf die ausgesuchten Lederbissen des Neujahresfestes, auf „Hüh“, das war geräuchertes Pferdefleisch, und auf Speck, und alles in reichlicher Fülle. Zum Plägen vollgeessen, begab ich mich dann nach dem Schmaus auch einmal ans Fenster und sah dann eben den langen Guschnasch tief sinnig durch das stille Schneegeschlapper nach Hause streben. Der Brusttasche, wo er eine ordentliche Erhöhung hatte, schien er ganz besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen. Wie er später äußerte, hatte er am Neujahresfest nicht viel Wesens gemacht. Seiner Frau habe er einen Liter Rotwein gekauft, weil sie immer so bleich sei, und er selber habe sich mit einem „Gläschen“ begnügt. Seit der Chicagoer Henkergeschichte war er nicht mehr bei uns gewesen.

Eines Abends aber, Mitte März, hörten wir etwas die finstere Stiege hinaufstasten, und fast erschrocken, von dem unheimlichen Heranschleichen, sahen wir ihn unerwartet wieder vor der Stubentüre stehen. Der Vater zog ihn am Rockärmel schnell zur Türe herein, damit ihn nicht etwa noch Frau Kauer erblicken könnte. „Siehst du, Jagghob“, sagte Guschnasch hierauf, „du bist noch der einzige Mensch, dem ich etwas anvertraue“. „Nur nicht so laut, nur nicht so laut!“ warf nun der Vater mit gedämpfter Stimme ein. „Na, mein Wort drauf, es ist mir ernst damit!“, beteuerte nun Guschnasch fast gereizt. Als ihm aber unser Vater zu verstehen gab, er glaube es ja schon, er habe ihn nur zu leiserem Sprechen veranlassen wollen, beruhigte sich Guschnasch wieder und zog eine Zeitung aus der Brusttasche hervor.

„Schade“, sagte er, „daß Most nach Amerika gegangen ist; die „Londoner“ war doch besser, die durfte es freier herausagen“. —

„Was für Most?“, fragte nun unser Vater erstaunt. Statt aber eine weitere Erklärung zu geben, sagte Guschmasch nur, diesmal habe er den „Armen Teufel“ von Friedrichshagen bei Berlin mitgebracht.

Das war auch so eine verkappte Anarchistenzeitung.

Darin stand nun als Leitartikel ein sonderbar gewundener, zweideutiger Nachruf auf den eben am verwichenen 9. März 1888 verstorbenen deutschen Kaiser Wilhelm I. Daß dieser gestorben war, wußten wir ja schon, obschon wir keine Zeitung zu halten vermochten. Der Werkführer Braschi hatte es ja sofort mitgeteilt. Aber was uns neu — und was auch der Zweck von Guschmasch's Kommen war — das war die merkwürdige Prophezeiung, die laut dem „Armen Teufel“ mit dem Tode Wilhelm I. nun schon zum drittenmal in Erfüllung gegangen war.

Guschmasch breitete nun die Zeitung auf den Tisch aus, und wir mußten uns alle den erwähnten Artikel genau ansehen.

Da fiel vorweg eine sonderbare Berechnung auf, bei welcher Jahreszahlen und deren einzelne Ziffern addiert waren. „Die Berechnung stammt von der ehemaligen berühmten Wahrsagerin Speemans in Berlin“, erklärte Guschmasch, „die dem Kaiser Wilhelm I., als er noch Prinz von Preußen war, im Jahre 1829 verschiedene wichtige Ereignisse, und zu jedem das Jahr seines Eintreffens prophezeit hat, was nun bis jetzt alles mit mathematischer Sicherheit in Erfüllung gegangen ist.“

Die erste Frage des Prinzen lautete: „Wann wird mir das Schicksal eine Betätigung in der Politik erlauben?“

„Wir schreiben heute 1829“, murmelte die Speemans, dann hieß sie den Prinzen eigenhändig diese Jahreszahl auf ein Pergament schreiben und dann noch die einzelnen Ziffern der betreffenden Zahl dazu zählen. Also: $1829 + 1 + 8 + 2 + 9 = 1849$. „In diesem Jahre werden Sie eine Revolutionsbewegung, die von Frankreich nach Deutschland herübergreift, mit Waffengewalt unterdrücken!“

„Werde ich auch eines Tages die Einigung Deutschlands vollbringen?“, fragte der Prinz weiter. „Ja, Sie werden einmal des geeinten Deutschland Kaiser sein.“

„Wann?“ „Zählen Sie zu der gefundenen Jahreszahl wieder die einzelnen Ziffern dazu, wie vorhin!“

Also: $1849 + 1 + 8 + 4 + 9 = 1871$. „Also 1871 werde ich Kaiser von Deutschland werden?“, rief der Prinz erfreut; wann werde ich aber sterben?“

Die Wahrsagerin verweigerte anfänglich taktvoll die Antwort; doch auf des Prinzen hartnäckiges Drängen verstand sie sich endlich dazu: „Wollen Sie auch darüber Gewißheit haben, so verfahren Sie mit der Rechnung wie bisher; die Zahlen lügen nicht.“ Also $1871 + 1 + 8 + 7 + 1 = 1888$. „Sie geben mir eine lange Frist“, sagte hierauf der Prinz; „nun aber noch eine letzte Frage: Wird mein Reich Bestand haben? Wann erliegt Deutschland dem Einfluß des Liberalismus? Wann erblaßt der Nimbus des

Herrschers? Wann wird die konstitutionelle Regierungsform an die Stelle des persönlichen Regiments treten?“

Diesmal griff nun die Prophetin selber zur Feder und vollendete folgendermaßen die Rechnung: Das erhaltene Jahr $1888 + 1 + 8 + 8 + 8 = 1913$. „Das ist das Jahr“, rief die Wahrsagerin, „das Sie nicht gerne kommen sehen; das Sie aber nicht mehr zu erleben brauchen!“

So berichtete der „Arme Teufel“.

Und bis jetzt war also alles genau so eingetroffen! Ob aber auch die letzte Prophezeiung auf den gemeldeten Zeitpunkt in Erfüllung gehen werde, wagte Guschmasch damals trotzdem nicht zu behaupten. Auch der „Arme Teufel“ schien dem verheißenen Ende des persönlichen Regiments nicht so recht zu trauen. Das ersah man aus dem Schlußvers des nicht gerade auf Trauer abgestimmten Nachrufes, den Guschmasch soeben mit beißendem Spott vorlas. Er lautete:

„Die Zeitungen erscheinen
Befäht mit schwarzen Händen;
Sie sind noch nicht im Reinen
Wann sie die Farbe ändern. . . .“

„Du verstehst doch, Jagghob, wo das hinzielt?“ eiferte Guschmasch; „das jäh festhalten am Alten! konservatives persönliches Regiment! Gottesgnadenkönigtum! bis — na, bis es doch einmal aufhört!“

Guschmasch hatte es diesmal eilig. Er bedeutete, er wolle die hohe Standesperson „da unten“ nicht wieder aufregen. Dann packte er seine Zeitung zusammen und ging. Aber aus dem merkwürdigen Zahlenrätselmärchen des „Armen Teufels“ konnten wir seither nie recht klug werden. Der Vater sagte, er glaube jetzt bald, die Anarchisten gingen in neuerer Zeit darauf aus, die gekrönten Häupter durch Rechnungen umzubringen oder an der Furcht sterben zu lassen. Daß sie sich vorher aber noch nach besten Kräften wehrten, sah man auch an den Vorgängen in der Schweiz, wo eben der deutschen Regierung zuliebe, ihren eigenen gefährlichen Polizeispizeln von Ehrenberg und Konsorten nun auch Anarchisten und deutsche Sozialdemokraten kunterbunt durcheinander nachgeschickt und des Schweizerlandes verwiesen wurden. Man erinnerte sich dann auch in Burgdorf „zustehenden Orts“, daß auch Guschmasch irgendwo und irgendwann im Wirtshaus mit „Wanzenpulver“ geprahlt hatte, so daß er bald darauf den Besuch der hohen Polizei erhielt, die eine gründliche Hausfuchung vornahm und selbst den Hofraum und den Keller aufgruben. Wie wir aber zum voraus dachten, ohne etwas zu finden. Aber wenigstens meterhoch ist Guschmasch dabei in die Luft gesprungen! Das hat viel Erde aufgeworfen damals! Darauf hat er den Staub von Burgdorf von den Füßen geschüttelt, und seither haben wir nichts mehr von ihm vernommen.

Sein Nachfolger in der Zigarrenfabrik war Mantel. Der war schon etwas älter, von Herkunft ein Aargauer und in vielen Dingen gerade das Gegenteil von Guschmasch. Schwamm legerer, als mit allen Wassern

gewaschener, gewiegter und gewesener Akrobatenmensch gerne heimlich gegen den Strom — er hat das sogar mit Vorliebe auch in der Emme gemacht und dazu noch zugleich uns zwei Buben auf den Rücken genommen — so ließ sich Mantel dagegen willig überall dahin tragen, wo gerade die Strömung hinzog. Auch sein langer Gehrock schien eigens dafür eingerichtet und leistete ihm hierin ausgezeichnete Dienste. Sein Äußeres und sein ganzes Gebaren war würdevoll und gefeßt. Er trug einen Lämpenbart mit glattrasiertem Kinn, akkurat wie der verstorbene Kaiser Wilhelm I. Als tüchtiger Zigarrenmacher suchte er — treu seinem Grundsatz, sich immer an die Nächsthöchsten anzuschmiegen — Anschluß an meinen Vater, so daß er später in unserer Haushaltung ein vielgesehener Gast war. Sein geistiges und weltliches Glaubensbekenntnis war ein seltsames Gemisch von abgestandenen und ganz neuen Anschauungen. So war er in der glücklichen Lage, es beiden Richtungen recht machen zu können, den Konservativen und den Modernen. Und daß er nicht sobald an die unrichtige Adresse gelangte, dafür bürgte sein ruhiges Abwarten und schlimmstenfalls seine salbungsvollen versöhnlichen Ausflüchte. Ruhe und Ordnung ging ihm über alles. Seinen langen schwarzen Gehrock hätte er nicht gerne zerknittert.

Seine größte Eigentümlichkeit war aber seine Vorliebe zum Rezitieren und Deklamieren von Sprüchen und Gedichten. Damit war Guschmasch mit seinen schnell in die Rede eingeflochtenen, beißenden Zitaten nicht zu vergleichen.

Mantel nahm es ruhiger und vor allem aus langsamer und salbungsvoller. Er hätte damit sogar einen Pfarrer zur Verzweiflung bringen können. Politische oder religiöse Tendenzen verfolgte er damit niemals, er mochte vortragen, was er wollte. Die Kunst des Vortrages war ihm die Hauptsache. Daß es dabei gewöhnlich auch nicht an „geistiger“ Inspiration fehlte, muß ich zum voraus bemerken, denn das ist wichtig. Anders könnte man sich ja sein fast verzücktes, groteskes Gebärdenpiel gar nicht erklären, das dabei immer eine fast unglaubliche Rolle spielte. Mit den ausgestreckten Fingern arbeitete er dann so krampfhaft, daß es ausah wie eine Spinne, die in den letzten Zügen liegt. Das Sonderbarste und Verrückteste dabei war aber sein unglaublich langsames und gewichtiges Sprechen und die am Schlusse jeder Strophe zur fragenden oder leise vermahnennden Füstelstimme erhobene Aussprache.

So deklamierte er zum Beispiel öfters: „Im Eg-aar-tenundauf der Fluur fand maan von Fr-iidoliin keine Spu-ur!“

„Du weißt,“ sagte er dann zu unserm Vater, „ich frömmle gern — obschon ich nichts glaube!“

Diesen scheinbaren Widerspruch erklärte er dann mit seinem tiefreligiösen, friedfertigen Gemüt, das in feierlichen Augenblicken jede vernünftige Erfahrung über den Haufen werfe. Dazu sei ja seine Kathrin katholisch! Und wenn er über alles nachdenke, so werde er es manchmal auch fast!

In Glaubenssachen war er überhaupt duldsam; er betrachtete das als reine Gemütsache, bei der jeder Streit um Meinungen vermieden werden

solte. Sei man bei Freidenkern, so müsse man einfach die Vernunft sprechen lassen, da sei man ja ohnedies Freidenker und sei man bei Gläubigen, so solle man nur ruhig das geheimnisvolle, religiöse Gefühl wirken lassen, das jeder nicht zu Zank und Streit angelegte Mensch unter dem Brustschlag trage, und dann sei man wieder tiefinnerlich fromm und friedsam. Diese Stimmung wiege bei ihm meistens vor, meinte Mantel. Bloß wenn er gereizt werde, so werde er zum Rindvieh! Oder dann ganz katholisch; je nach Umständen.

Daß das katholische, mit seinem schweren, pompösen Wesen, bei ihm gewissermaßen noch den Vorzug hatte, kann man leicht begreifen. Wie er uns sagte, war er sogar einige Male drauf und dran, sich an streng katholischen Orten umtaufen zu lassen, nur um den Leuten damit eine Freude zu bereiten und — was wohl für ihn dabei die Hauptsache geworden wäre — um einmal bei einer solch feierlichen Handlung, bei Ansprache, Gebet, Gesang und Orgelspiel, die Hauptperson sein zu können. Er habe es aber bis jetzt noch bleiben lassen, nur um die ehrenvolle Zeremonie noch vorstehend zu haben.

Diese merkwürdige Religiosität Mantels sollte auch für mich verhängnisvoll werden!

Es war einige Tage vor der Solennität, dem schönen, altehrwürdigen und doch immer jungen Burgdorfer Schulfest. Aller Kinder Augen hingen beständig am Himmel, um zu beobachten, ob das gute Wetter anhalte. Aber eines Nachmittags — ich glaube, es war am Freitag vor der Solennität — überzog sich der Himmel plötzlich mit gelblichgrauen, verwaschenen Wolken, durch die noch die Sonne durchschien. Die Wolken wurden dann bei schnellem, aber stillem Wind immer dichter und schwefiger und gingen endlich wie Löwentaten ganz über den Kirchturm und das Schloß herab. Jetzt hörte man schon leises Donnerrollen, das aber wieder verstummte. Bis auf einmal ein solcher Hagelschlag zur Erde niederprasselte, wie ich meiner Lebtag keinen mehr gesehen habe. In Zeit von einigen Minuten waren Bäume, Acker und Wiesen vollständig zerhackt und verwüstet.

Wie beklagten wir Kinder da die zerfetzten und zermalmten Rosen in den Gärten der Herrenleute, die für die nahe Solennität hätten Verwendung finden sollen! Dieses Jugendfest, wo auch die Armeuteukinder einmal mit neuem Grif oder Lüsterzwirn bekleidet, behändelt und mit Blumen bekränzt im Jubel durch die Stadt geführt werden, um damit ihr kostbares Dasein oder ihre Unverteilbarkeit zu beweisen, lag uns zurzeit eben noch näher als die Kirfschen und die Äpfel, die erst kommen sollten und von denen wir noch nicht wußten, wieviel oder wie wenig davon für uns abfielen!

Als unsere Eltern von der Fabrik heimkamen, lagen immer noch ganze Schwaden Hagelkörner auf der Erde. „Das wird eine teure Zeit werden!“ bangte die Mutter und drückte die leere Winstentasche enger an sich. Auch der Vater schaute verstöbert ins Grüne. Am Sonntag nach der Solennität kam dann Mantel zu uns. Auch in der Heimat seiner Frau, im Schwarzbubenland, habe es so wüst gemacht, sagte er; das habe nun viel genügt,

alljährlich das Land zu versegen und dem Kaplan die Eier in den Wanst zu jagen! Da sei man doch in reformierten Landen nachgerade besser dran; mit solch abergläubischem Hokusfokus werde man dann nicht belästigt und in Unkosten gestürzt, meinte er entrüstet. Ein Ei sei ein Ei, aber noch keines habe er je bekommen, obschon der Kathrin Eltern bauerten! Das müsse alles dem Kaplan und dem Gallach in den Wanst gejagt werden! Da seien die reformierten Pfarrer weiß Gott weniger hungrig und zudringlich; dagegen hätten sie auch den größern Lohn als die katholischen, so daß sie nicht auf solche Nebeneinnahmen angewiesen seien, so haberte Mantel mit sich selber.

Auf die Frage unseres Vaters, wieviel Lohn denn die reformierten Pfarrer nun eigentlich hätten, sagte Mantel, wenigstens ihre drei- bis viertausend Franken jährlich, was unser Vater als ungeheuer fand. „Aber sie müssen auch lange studieren, bis sie es endlich errungen haben“, fügte der Vater nachdenklich hinzu; „mancher ist schon verrückt geworden dabei!“

„Was?“ fiel nun Mantel über ihn her, „ich studiere auch noch immer daran, wie ich alljährlich meine neunhundert Fränkli für den Lebensunterhalt aufstreiben soll, und ich bin doch jetzt schon bald fünfzig; ich bin auch schon manchmal fast verrückt geworden dabei!“

Es gehe ihm wahrhaftig auch nicht besser, meinte darauf der Vater. Früher, als er noch ledig gewesen sei, habe er sich doch noch hin und wieder eine Freude gönnen dürfen; da sei er in Gesangsvereinen gewesen, in der freien Grübli-Männerchule und hernach im Ausland in den Schweizervereinen; da habe er doch hie und da eine Reise oder einen Ausflug machen oder eine Komödienbude oder ein Museum besuchen können. Jetzt sei er nächsten Herbst schon zwölf Jahre verheiratet, — eine Reise sei eine Reise — aber nicht eine habe er seither machen können. Beim Tode seiner Eltern habe er noch fast froh sein müssen, daß die Mutter dem Vater aus Gram so schnell nachgefolgt sei — tags darauf —, so daß sie gleich zusammen beerdigt werden konnten und doppelte Kosten erspart blieben...

„Wer weiß, wie nahe mir mein Ende?...“, murmelte der Vater bewegt. Dann sagte er, ihm lange es dann wieder zu einer Vergnügungsreise, wenn man auch ihn in den Krähenboden — auf den Totenhof — hinausführe. Das sei ja doch die glücklichste Minute im Erdenwallen oder Erdenkrüppeln eines Arbeiters.

Drei Duzend lange ledige Jahre habe er immer das Glück gesucht — da sei ihm kein Weg zu weit, keine Stadt zu groß und keine Türe zu hoch gewesen —, und jetzt müsse er sich wie ein Dachmarder in niedrigen Mansarden herumdrücken und aufpassen, daß er nicht den Gedankenlasten oben anschlage und ganz wirbelsinnig werde. Und in der Fabrik, wo's hoch genug wäre, müsse man sich sonst immer ducken, damit man nicht aufs Pflaster fliege und seine Falle wieder anderswo richten müsse. Denn das ewige Umziehen habe er nun satt; die Möbel erlitten's nicht mehr länger! Es sei kein Nutzen dabei; der Hausrat gehe kaputt und das mühsam erworbene Vertrauen verloren. Anderswo müsse man dann wieder eine Zeitlang auf Probe sein, bis man als Mensch betrachtet werde. Und dann sei man erst noch —

nur ein Mensch dritter und vierter Klasse. Wenn's der Liebherrgott wolle, so müßten seine Duben nie solch verachtete und schlecht bezahlte Fabrikarbeiter werden. Aber was, das wisse er noch nicht.

Der Ernst habe Vorliebe zu Eisenrüstung; er habe schon weiß kein Mensch wieviel zu Hause, alles vom Kehrichthof. Dann hinwiederum sitze er immer vor dem Feuerloch und sprizle mit hasligen Kohlen und Salz allerlei Feuerteufel durcheinander, daß es einem graue; das müsse ein Büchsen- oder Pulvermacher oder doch wenigstens ein Salpetersieder werden. Und der Albert habe Freude am Zeichnen und Schreiben. Wo der einen Fezzen Papier erwischen könne, so male er ganze Geschichten darauf und schreibe Verse allerenden. Aber Maler und Dichter seien von jeher Hungerleider gewesen wie die Zigarrenmacher und Korber, damit wollten wir nun lieber einmal abwechseln und etwas Einträglicheres ergreifen...

„Albert,“ sagte nun der Vater zu mir, „zeige einmal dem Mantel dein Zeichnungsheft!“

Das ließ ich mir nun nicht zweimal sagen, trotz dem absprechenden Urteil, das ich seeben über die Maler und Dichter hatte hören müssen. Denn daß auch der Vater heimlich Stolz hatte, auf die Gebilde meiner Einbildungskraft, wußte ich wohl. Er hätte mir sonst nicht ein zehnräppiges Zeichnungsheft und einen teuren vierzigräppigen Farbstift — der an einem Ende Blau- und am andern Rotstift war — gekauft.

Auch Mantel fand mein Heft reizend und lustig; die Zeichnungen hätten Charakter und die Sprüche darunter Sinn. Das sei ganz ähnlich wie der kleine Morig in den „Fliegenden Blättern“. Aber eine solche Zeitung kaufe man schon für zwanzig Rappen. Davon wollten dann noch der Buchdrucker, der Typo- und der Lithograph, der Papierfabrikant und zuletzt noch der Buchhändler leben. Da müßten schon viele Zeitungen verkauft werden, bis es für jeden etwas lange. Wenn dann diese Zeichner und Dichter nicht aus Gnad' und Barmherzigkeit bei den reichen Leuten zu Nacht essen könnten, so müßten sie hungrig ins Bett.

Der Vater war ganz gleicher Meinung.

„Aber was Albert bei seinen Anlagen werden soll, weiß ich selber nicht; was wäre wohl das Gestehteste?“ fragte er sich ungeschlüssig; „er hat auch große Freude am Militär und am Befehlen, vielleicht daß er Instr...“

„Ach was,“ unterbrach ihn nun Mantel, „das haben alle kleinen und großen Kinder, Freude am Militär und am Befehlen; das ist nichts Besonderes.“

Jetzt wußte der Vater wirklich nicht, was er noch sagen sollte. Instruktor hätte ihm nicht übel gefallen. „Er ist halt wild“, entschuldigte er sich; „viertelstundenlang geht er die Stube auf und ab, erteilt unverständliche, heftige Kommandos und hält dann wieder lange Reden in ganz unbefannten Sprachen, während denen er ebenfalls heftig in der Luft herumfuchelt; er wird das vom Guschmasch haben...“

Jetzt schämte ich mich aber wirklich, daß mir der Vater diese lebhaften Kindereien nun so rücksichtslos aufdeckte... Besonders weil auch Mantel

davon ganz überrascht schien und nun bald mich und bald den Vater mit sonderbaren Blicken betrachtete und dabei merkwürdig, verständnisinnig blinzelte und mit dem Kopfe nickte. „Papa Minder,“ sagte er endlich salbungsvoll, „seht weis ich, was Albertle werden muß: Pfarrer — Pfarrer! — die langen Reden — die langen Reden . . .“

„Aber“, wendete nun der Vater beschämt ein, „die haben ja gar keinen Sinn; man versteht ja nichts davon.“

„Eben gerade deshalb, eben gerade deshalb!“ bekräftigte nun Mantel seine Worte mit gewichtigem Augenaufschlag; „das ist eben das — Pfingstreden, das heilige einfältige Lallen der Begeisterung, das Hauptfordernis eines gottbegnadeten Predigers, ja, ja! Zu verstehen braucht man nichts davon; im Gegenteil, es ist noch besser, wenn ein Pfarrer nicht zu deutlich wird — namentlich ein reformierter —, sonst verstößt er gegen das Dogma oder dann gegen die Vernunft. Und wenn er zu vernünftig spräche, so — würde er eben eher ein Apostel des Unglaubens — dann lebewohl, Herr Pfarrer, mich hat er schon!“

„Nein, nein,“ sagte nun Mantel noch einmal, „zu verständlich darf einer gewiß nicht sprechen bei der heutigen aufgeklärten Zeit; und auch den Gläubigen darf er so was nicht zuleide tun; nur hübsch im ungewissen Nebel herumfahren, hie und da eine schwere eindringliche Frage stellen, die man selber nicht beantworten kann —, das ist das einzig Vernünftige, was so ein Pfarrer tun kann; und das lernt er eben alles fein säuberlich beim Studium! Ja, ja, der Albertle muß studieren, Pfarrer studieren!“

„Aber langsam, Albertle, ganz langsam mußt du sprechen,“ wandte sich nun Mantel wohlwollend an mich; „siehst du, so wie ich, und nicht so heftige und wilde Bewegungen dabei machen, sondern so: Im G-g-aar-tenundauf der St-uur . . . und so weiter, aber ganz langsam. Ja, ja, der Albertle muß Pfarrer studieren . . .“

Jetzt wußte ich wahrhaftig nicht mehr, wo ich hinschauen sollte . . . und auch die Mutter lächelte verschämt . . .

Aber dem Vater schmeichelte der Vorschlag Mantels nicht wenig, und als dieser immer einmal über das andere sagte: „Der hohe Lohn, das hohe Ansehen, die hohe Ehre! du lieber Himmel . . .“, fand auch er natürlich eine solche Stellung als überaus begehrenswert, wenn sich die Mittel fänden, das hohe Ziel zu erreichen. „Dumm ist er nicht, der Albert“, entschuldigte er seine anscheinende Vermessenheit, an etwas Derartiges zu denken, und zum Beweis holte er auch gleich mein Zeugnisbüchlein aus der Schublade. Mantel schlug es auf und blätterte gedankenvoll darin. „Ueberall sehr gut, sehr gut“ sagte er. „Aber was ist das da für eine unzutreffende Bemerkung“, fragte er plötzlich ganz verstört . . . Sollte sich sein langsames Wesen abgewöhnen! . . . „Im Gegenteil, im Gegenteil!“

Jetzt wurde aber auch der Vater aufmerksam . . . „Ach so!“ rief er lachend, „ich habe ja in der Angst dem Ernst seine Zeugnisse erwischt!“

„Ja, das ist dann etwas anderes“, meinte hierauf Mantel, indem er nun auch mein Zeugnisbüchlein entgegennahm, das ihm der Vater an Stelle

des andern reichte. „Da steht nun keine derartige Bemerkung darin,“ sagte er befriedigt, „und übers Blatt hinweg überall die allererste Note, das ist ja großartig, das ist ja außerordent . . ., außer da — an einem Ort, im Kopfrechnen, einen ganzen Punkt schlechter; aber das hat nichts zu sagen; das braucht er dann schon weniger als wir, wenn er einmal einen solchen Zapfen bezieht! Und eine Freistelle und ein Stipendium wird er jedenfalls auch bekommen bei diesen Zeugnissen — besonders um Pfarrer zu studieren —, da reifen sich die reichen Leute förmlich darum, einer solch armen Kirchenmaus, einem solch talentierten Gotteskind unter die Arme zu greifen, um es dem revolutionären und freidenkerischen Einfluß seiner elenden, gefährlichen Umgebung zu entziehen; hierin besteht ja die reinste Profelitenmacherei!“

Mantel brauchte nichts weiter mehr zu sagen, denn der Vater war schon vollständig von der Richtigkeit seiner Ausführungen überzeugt. Besonders, weil ihm auch ein Gespräch aus der Fabrik noch ganz gut in Erinnerung war, daß auch ein anderer armer Junge, der Sohn des verstorbenen Pandurhans, eine Freistelle am Gymnasium erhalten habe, um Pfarrer zu studieren. Das sei ein ausnahmsweise geschickter Bursche! Aber schon der Pandurhans habe ein Gedächtnis gehabt wie der Ewige Kalender. Da sei der Kalenderruedi — der scheint's auch seitwärts verwandt sei — nichts dagegen, obgleich auch dieser manchem Professor Hirnschmalz leihen könnte!

So eiferte nun der Vater gedankenvoll.

Und mir wurde ganz himmelangst dabei. Also mit diesen Gedächtniselefanten sollte ich nun fortan wetteifern! Das kam mir verrückt vor, da ich ja nicht einmal dem Vater Leich halten konnte! Ich konnte nichts dafür; am guten Willen hätte es sicher nicht gefehlt! Aber wozu etwas erstieren, das einfach unmöglich ist?

Was sollte dann aus meinen Zeichnungen und aus meinen Sprüchen werden?

Mantel hatte mein Wüten und wildes Reden auch falsch gedeutet! Ich wollte ja Freiheitsdichter und Volkredner werden, nicht Duckmäuser und Pfarrer!

So ging es mir im Kopfe herum.

Aber etwas einzuwenden gegen — das, was nun vorging, wagte ich nicht. Teils aus Scheu, teils, weil ich meine armen, lieben Eltern nicht betrüben wollte. Denn da war schon alles in rosigster Stimmung. Mantel war schnell fortgegangen und mit einem Halbschöpfchen „Begeisterung“ zurückgekehrt. „Es wird schon gehen,“ sagte der Vater zu mir, „nur so zufahren, das übrige überlasse mir . . .“

Die Mutter weinte, und Mantel hielt eine feierliche Ansprache. Drauf mußte ich, als die Stimmung den Höhepunkt erreicht hatte — auf die Knie, wahrhaftig auf die Knie . . .

Mantel gab mir den Segen zu dem wichtigen Vorhaben und nahm mir das feierliche Gelöbnis ab — Pfarrer zu werden und meine guten Eltern nicht anzuschmieren — — —

Mein Wahlspruch

für Proletarier-Philosophen.*

* „Ein Laiblein Brot, für zweier Tage Trift!
Ein Trunk vom Quell, — wenn du genügend bist;
Warum sich beugen dem, der dein nicht wert,
Dem Sklave sein, der deinesgleichen ist?“

Om ar Chajjam, † 1123.

Freundchen, willst du hier auf Erden
Philosoph und Dichter werden,
Mach' dir keine Illusionen,
Mußt ein wenig billig wohnen:
Wie Diogenes im Fasse
Lebt man leidlich dritter Klasse!

Aber sieh, im Geiste heben
Wir uns ü b e r dieses Leben;
Und will man uns Gnade schenken,
(vide Alexander Magnus!)
Mög' man eines nur bedenken:
Steht uns nur nicht vor der Sonne
Bei der Philosophentonne!

Andre schuften, ohsen, kleistern,
Um das Leben zu bemeistern.
Daß sie dabei schmutzig werden,
Ist begreiflich hier auf Erden;
Eingeseht von ird'schen Gütern
Zu getreuen — Ladenhütern.

Doch u n s wird ein Gott belohnen,
Ob wir auch in Fässern wohnen ...
Sind wir auch als arme Toren
Für die Erde fast verloren:
Können wir auf diesen Welten
Schon für höhere Wesen gelten!



Bedichte.

I. Teil.

I. Meine Eltern und Ahnen.

1. Meine Ahnen.

1811

Mein Ahnherr war das einzige Kind
Einer — ledigen Heimatlosen.
Sein Stammhaus gar hoch, sein Vater der Wind,
Im Wald, wo die fahrenden Korber sind,
Die Wiege im grünen Moose.

Der Heimat beraubt, ohn' Hab und Gut,
Und nicht berechtigt zu freien,
So hatte die Mutter doch den Mut,
In Liebe mit einem Korberblut
Sich der Jugend zu freuen.

„Ein Zuhälter nur!“ Welch schändliches Wort!
Drum hat er die Liebste verlassen.
Der Karren rollt fort, von Ort zu Ort,
„Kauft Körbe! Zu flicken?“ so tönt es dort
In Häusern und in Gassen.

Das Weib aber schleppte sich einsam und wund
In die Nähe einer Kapelle;
Bei polternden Bauern und bissigem Hund
Waren dort in ihrer schweren Stund'
Auch helfende Mütter zur Stelle.

So mußte sie nun in St. Ursenbach
Von einem Knaben genesen.
Sie selber hatte nie Dach und nicht Fach;
Ich forschte umsonst ihrem Ende nach...
Das sind meine Ahnen gewesen! —*

* Dem Andenken meines Großvaters Johannes Minder (geboren am 29. Juli 1811 in Ursenbach als unehelicher Sohn einer wandernden Heimatlosen, Anna Minder, 50 Jahre später, am 1. Oktober 1861 zwangsweise eingebürgert in Limpach dank dem bernischen Heimatlosengesetz vom 8. Juni 1859, und gestorben am 19. Januar 1883 in der Armenanstalt Bärau) und seiner verschollenen Mutter, meiner Ur-ahne, in Mitleid und Treue gewidmet.

2.

Von unten auf.

1838

Ein heimatloses Korberpaar!
Der Sohn der Verstoßenen freite!
Der lange umhergezogen war,
Er wurde nun halbwegs geduldet sogar
In der Schalunenweite.

Zur Miete ein halbzerfallenes Haus
Bewohnten sie dort im Moose;
Dort flochten sie Körbe, jahrein und jahraus,
Und war auch die Not und die Sorge zu Haus,
Dort blühte manch wilde Rose.

Ihr Nachwuchs mußte ihnen früh an die Hand,
Schon in zartesten Kinderjahren.
Auch s i e flochten Körbe mit flinker Hand,
Und sie wurden erst Bürger im Heimatland,
Als sie schon flügge waren.

Fast als Knaben noch zogen von Hause sie fort,
Die zwei Söhne der Korberleute,
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,
Und sie erhofften ein geachteteres Leben dort
Als die Schmach und die Armut von heute.

Mein Vater, der älteste, allen voran
Mit seiner armseligen Habe.
Er hat sich tüchtig umgetan;
Doch das niedere Erbteil klebte ihm an
Von der Wiege bis zum Grabe.

So begnügte er sich mit der Hoffnung zuletzt,
Daß d i e K i n d e r, auf ihren Leichen —
Verhärmt und langsam zu Tode geheht,
Und stets im Leben zurückgeseht —
Ein besseres Los erreichen.



3.

Aus meines Vaters Kindheit.

1850

Ach, sie waren so arm, von so niedrigem Stand,
Doch wie Prinzen, mit flachsblonden Haaren,
Wie die Blüte des Flachses, gebaut in dem Land,
Wie des fernblauen Jura Felsenwand
Ihre treublauen Augen waren.

Ihre Eltern, sie waren sich längst schon gewöhnt,
Aus Ohnmacht nur hilflos zu lachen,
Und immer erniedrigt, und oft noch verhöhnt,
Und mit Bettelbrocken die Arbeit entlohnt,
Noch freundliche Mienen zu machen.

Und den Kindern schärften sie immer ein,
Necht herzerweichend zu beten,
Und ja recht dienstbar und höflich zu sein,
Und in die reichen Häuser allein
Mit n a c t e n Füßen zu treten — —



4.

Verachtet.

Berena und Elisabeth,
Das sind zwei schöne Namen;
Doch, wie es oft im Leben geht:
Es waren keine Damen.

Ihr Vater war ein Korber nur;
Sie mußten früh schon wandern:
Hausieren auf der Körbefuhr —
V e r a c h t e t v o n d e n a n d e r n !



5.

Zigarrenarbeiter-Elend.

1885

(Meiner lieben Mutter gewidmet.)

Früh morgens macht uns die Sorge wach,
Da wird es lebendig unterm Dach.
Ein häßliches Traumbild ward mir zur Qual;
Wir finden Vergessen der Nacht nicht einmal!

Die lieben Kinder im ärmlichen Nest,
Sie müssen fest aufstehn, sie schlafen noch fest.
Ich wecke sie auf, ein' Kuß auf den Mund;
Nun schnell, aber schnell, sonst kriegt man den Hund!

Ein kleines Stück Brot und Zichorienbrüh',
Die einzige Stärkung zur Tagesmüh';
Des Herzens Trost bis zum Abend entrissen,
Weil wir unsre lieben Kinder vermissen.

Nun schnell zur Fabrik, so wird man nicht faul,
Mit gesenktem Kopf wie ein Abergaul,
Mit fliegendem Atem und keuchender Brust —
„Wie ist doch dies Leben eine göttliche Lust!“ ...

Schon erzittert der Boden vom Gestampf der
Maschin';
Ein giftiger Windhauch von Nikotin
Begrüßet die Opfer, ach die Not hat verflucht
Wer hier sein kärgliches Auskommen sucht!

So dreh'n wir Zigarren von früh bis zur Nacht,
Wenn draußen die herrliche Sonne lacht —
Es sehn sie nur sinken, wie ein Lebenslicht,
Zwei traurige Augen in fahlem Gesicht.

So endet die Not nur mit unserm Leben —
Was sollen wir unsern Kindern dann geben?
Unausprechliche Liebe, die leere Hand —
Die **Vertröstung** — die ungewisse —
auf ein besseres Land — — !*

* Dieses Gedicht kennzeichnet die Lage meiner Eltern zur Zeit meiner Kindheit (1885). Verfaßt habe ich es anlässlich des Streiks der Zigarren- und Tabakarbeiter in Burgdorf (1905), wo es auch in „Grünländer“ erschien.

Meine Mutter hatte es schon gelesen, als ich nach Hause kam, und empfing mich — o Glück — mit einem stummen Händedruck und mit Tränen in den Augen.

6.

Die Korbhausiererin.

(Meines Vaters Schwester, die wir damals — zu Geschäftsleuten geworden
— glaubten verleugnen zu müssen.)

1901

Man sah ein Weib mit wirrem Haar
In unser Häuschen huschen ...
Gewiß, wir suchten dann sogar,
Ihr Hiersein zu vertuschen.

Sie kam mit Ross und Wagen an!
Ach nein, mit einem Hunde ...
„Ein Korberweib und ihr Gespann“
So tönt es in der Runde.

Es wundert nicht — bei diesem Trost —
Daß alle Leute gaffen ...
Drum will den Karren und das „Ross“
Man schnell beiseite schaffen.

„Bewirtet wird das Bettelweib
Anscheinend fast mit Liebe —“
„Vergnügt man sich zum Zeitvertreib
Mit diesem Weibendiebe?“

Und überall begegnet man
Den gleichen stummen Blicken — :
„Man wird sie hoffentlich zur Nacht
Dann wieder weiterschieben.“

*

Gar seltsam wird's mir, den' ich dran,
Daß wirklich wir beschieden,
Daß sie unmöglich bleiben kann —
Sie ging im lieben Frieden ...

Sie humpelt mit dem Karren fort,
Der Hund gibt ihr 's Geleite —
Ihr buntes Kopftuch seh' ich dort
Noch flattern in der Weite ...

Doch wie gepreßtes Weinen fast
Ertönet dann ihr Lachen —
So sahen wir den sel'nen Gast
Sich aus dem Staube machen.

Doch schnürt mir 'was die Kehle zu
O diese harten Sitten!
Fast raubt 's mir meine Seelenruh
Als sie dann fortgeschritten.

So floh sie eilig in die Nacht
Mit ihrem großen Fuder ...
„Was hat sie nur bei euch gemacht,
Das unbekannte Fuder?“

7.

Der Angler.

1903

(Meinem Vater gewidmet.)

Er steht so manchen Feiertag
Dort unten an dem Fluß.
Daß er so lange bleiben mag,
Scheint eine harte Muß!
Nach Hause bringt er manchmal gar
Nicht einen einz'gen Schwanz.
Wenn ich nur wüßte, was es war,
Das ihn gefesselt ganz.

Was hat er wohl gedacht, gehofft,
Als er die Angel warf,
Daß man in seiner Nähe oft
Nicht einmal räuspern darf?
Was steht da alles auf dem Spiel?
Das Fischlein in der Flut?
Ich glaube, daß der Mann gar viel
V e r g a n g e s träumen tut!

Das Glück, es geht so schnell vorbei;
Die Welle kommt und geht.
Und in des Lebens Einerlei
Der stumme Angler steht.
Er hofft nicht mehr auf jähes Glück,
Auf einen großen Fang;
Ein Lächeln schickt er nur zurück,
Wenn ihm ein Zug gelang.

Auch er war jung einst, manch Jahrzehnt
Floß seitdem in das Meer.
Ans Schifflein hat er sich gelehnt,
Gelangte hin und her.
Er kam in manche ferne Stadt,
Besah sich dort den Dom.
In Straßburg ihn gesehen hat,
In Mailand und in Rom.

Da dünkte er sich überspannt
Ein Domkapitular;
Obschon er nur ein junger Fant
Und armer Träumer war.
Und war in herrlichgroßer Mut
Merrauscht der Orgel Ton,
Wahm er erleuchtet seinen Hut
Und schlich sich sehen lassen.

Die Herberg' ist sein erstes Ziel;
Wo er für diese Nacht
Dem Wandern und dem Gaukelspiel
Ein kurzes Ende macht — —
Den müden Leib, den hat er kaum
Zur Ruhe hingestreckt,
Als er in einem schönen Traum
Den großen Schatz entdeckt.

Nun ist das lange Wandern aus,
Er setzt sich an die Ruh';
Er kommt in Wir und Frack nach Haus,
Zylinderhut dazu.
Er schreitet ernst; die Haltung nahm
Sich edel und so schlank,
Daß seine Mutter, als er kam,
Fast in die Kniee sank.

Doch Traum ist Traum! Das Leben bleibt.
Es ist so rauh und kühl.
Den Wanderer es von dannen treibt
Mit frostigem Gefühl.
Bald kommt die Nacht. Der schwarze Mann
Ist übermorgen da —
Der Angler träumt, der Fischer sann:
Sein Bild im Wasser sah.



8.

Vaters Sterbefag.

22. September 1904

Am Telephon, der Glocke Ton
 Er schrillt so wild; ich ahnt' es schon,
 Bevor sie meinen Namen
 Nur erst zu rufen kamen —
 Ein treues Herz haucht jetzt zu Haus
 Vielleicht sein bißchen Leben aus!

Mein Vater war schon manchmal krank,
 Doch kam es besser Gott sei Dank;
 Trotzdem er auf der Wage
 So viele schwere Tage.
 Denn als wir Kinder waren klein,
 Da durfte es doch nimmer sein!

Drum hab' ich jetzt auch nicht geglaubt,
 Daß ihn der Tod so plötzlich raubt.
 Auf alles soll' mich fassen,
 Sagt man mir beim Verlassen.
 Nach Hause lenk' ich meinen Schritt;
 Doch nehm' ich eine Hoffnung mit.

Man sieht verwundert meinen Lauf;
 Doch hält kein scheuer Gruß mich auf.
 Es dünkt mir, trotz der Schnelle,
 Ich komm nicht von der Stelle.
 Wie tönt die Dreiuhr-Glocke bang —
 Ich denke dran, mein Leben lang!

Zu Hause scheint mir alles leer.
 Ist hier denn gar kein Leben mehr?
 Doch hör' ich's endlich regen,
 Und still kommt mir entgegen
 Die Mutter, und sie sagt mir dann
 Ein Wort, das ich nicht glauben kann.

Sie schaut so wirr, sie ist so blaß,
 Ihr Aug' von keiner Träne naß —
 Doch an des Zimmers Pforte
 Erstarren meine Worte —
 Denn nun erblicke ich ein Bild
 So seltsam und so engelmild!

Dort lag er wie im sanften Schlaf,
 Der Vater, als mein Blick ihn traf.
 Als hätt' er nie gelitten!
 Sein Antlitz fein geschnitten
 Von weißem Marmor schien es ganz;
 Ein Glorienschein von Sonnenglanz!

Und meine Stimme fragt und bebt:
 Er ist nicht tot, er lebt, er lebt!
 Ich will die Hände halten,
 Die auf der Brust gefalten;
 Sie sind so kalt, er rührt sich nicht,
 Wie laut mein Mund von Leben spricht.

Jetzt faßt es mich mit Allgewalt,
 Mein Herz schlägt heiß, sein Herz ist kalt!
 Und auf das weiße Linnen
 Die heißen Tränen rinnen.
 Der wilde Schmerz, der herbe Gram
 Mir meine letzte Freude nahm.

Die Mutter klagte laut dazu,
 Und schmückte ihn zur letzten Ruh'
 Mit ihrer Hände Rosen
 Mit Nelken und mit Rosen.
 Und erst die leere, späte Nacht
 Hat ihrem Tun ein End' gemacht.

Sie sagte dann, jetzt wird mir klar,
 Daß manches uns ein Zeichen war —
 Das Vöglein muß' es wissen,
 Daß wir ihn bald vermessen;
 Sonst hätt' es nicht zu Tod' geheßt
 Sich auf sein Lager hingeseßt!

„Nehmt nur das Vögelein in Hut,
 Daß es mir nicht entwischen tut!“ —
 So hat er dann gesprochen,
 Dess' Herze nun gebrochen.
 Er ahnt es wohl, drum sagt' er mir:
 „Am Sonntag bin ich weit von hier!“

Er hat so viel für uns getan,
Und nahm sich auch der Vöglein an —
Drum kann ich nie vergessen
Beim Schlafen und beim Essen,
Daß einer fehlt, der mir so nah,
Seitdem ich ihn im Tode sah.

So mancher trübe Regentag
Mir jetzt in grauer Ferne lag —
Und viele Glückesstunden
Ich hab' sie erst gefunden
Als dieses Glück schon längst verweht,
Das einmal nur ins Leben geht!



9.

Beheimer Stachel.

„So mancher trübe Regentag . . .“
Was soll dies Wort bedeuten? —
Ich hör' noch heute Schlag für Schlag
Die Sterbeglocke läuten.

„Ein Vater liegt hier aufgebahrt
Und liebevoller Gatte.
Der in der frühesten Jugend schon
Viel Leid erfahren hatte.“

Der Pfarrer trat zum Sarge dann,
Die Rede klang so milde;
Ergriffen waren Mann für Mann
Vom düstern Lebensbilde.

„Ob schon er weit herumgereist,
Blieb er stets treu und bieder;
Und wahrlich, solchen Arbeitsgeist
Triffst man nicht immer wieder.“

„Ein Arbeitsmann ohn' Ruh und Rast,
Und — n ü c h t e r n, . . .
Von alter, guter Sorte . . .“
Ich schwieg — doch mich erschreckten fast
Die ahnungslosen Worte . . .



10.

Seelenschmerz.

Soll ich den geheimsten Schmerz
Ruchlos hier enthüllen —
Wenn verschluckte Tränen mir
Meine Seele füllen?

Nieden auch den dumpfen Ton
Kengstlich meine Lieder —
Doch in meiner Seele fort
Tönt es immer wieder . . .

Möchte mir der stumme Schmerz
Herz und Stimme brechen,
Um das furchtbar harte Wort
Niemals auszusprechen . . .

Um nicht mehr, wie ehedem,
In der Wut zu wanken,
Und den — Vater, nein, das Schicksal
Heftig auszuzanken.

Doch das Lied vom — Sorgenglas
Muß ich wild verhöhnen,
Um damit die arme, franke
Seele zu versöhnen.



11.

Stumme Zeugen.

Ach, man hat den stummen Schmerz
Endlich doch erraten —
Nur aus meinem trüben Blick
Und aus meinen Taten.

Aber kann ich denn dafür,
Wenn die Tränen sprechen?
Und wenn man die Menschen warnt, —
Ist das ein Verbrechen?

Nein, das Gegenteil ist wahr!
Tausenden zu nützen,
Will ich mit dem Beispiel sie
Meines Lebens schücken.

Denn der Ekel vor dem — Trunk
Steckt mir tief im Blute,
Längst bevor — mein Vater just
In der Erde ruhte.

Mög' mein Vater mir verzeihn
Und den Ekel segnen,
Wenn wir in der Ewigkeit
Wieder uns begegnen!



12.

Versöhnt!

Doch sein Opfertod versöhnt!
Und die Flammenherzen
Fühlen nimmermehr die Schuld
Und die großen Schmerzen.

Hat er öfters auch gefehlt —
Bleibt uns doch die Rose,
Die in unser Herz gepflanzt
Einst der Heimatlose.

Daß er mit dem Herzblut selbst
Diese Rose dünge,
Und sich in den K i n d e r n dann —
Bess're und verjüinge.

Vor dem eigenen Zerfall
Sollt' er da noch hängen?
Nur auf u n s e r Wohl bedacht
Ist er fortgegangen.

Und sein letztes Sinnen war
Noch für uns ein Beten,
Doch die abgrundtiefe Bahn
Niemals zu betreten.

Denn sein hartes Leben barg
Heimliche Gebrechen —
„Er war nüchtern . . .“ hör ich noch
Heut den Pfarrer sprechen. —



13.

Widmung

an den Sozialdemokratischen Abstinentenbund.

Seid mir gegrüßt, ihr freien roten Fahnen,
Mit eurer Zier, dem grünen Eichenlaub!
Ihr duldet nicht der Menschenwürde Raub:
An starke Männer sollt ihr mich gemahnen.

Kein prunkend Fest ist eurem Wesen eigen,
Wo Becherklang das Elend übertönt:
Ihr seid an nackte Wahrheit schon gewöhnt,
Und lernet aus dem allgewalt'gen Schweigen.

In trüben Augen haben wir gelesen,
Wenn längst verstummet jede andre Kunde
Von mancher schwerer, tränenreichen Stunde,
Daß Alkohol des Lebens Gift gewesen!

Und glaubst dich unberührt von diesen Schmerzen,
So denke an den hohen, stolzen Wald:
Wie fällt der Sturm die starke Eiche bald —
So brechen Lebensstürme Menschenherzen!

Es sind des Lebens schleichende Gefahren
Erzeuget durch der Menschheit finstern Wahn;
Wir weisen hin auf sonnenlichte Bahn:
Den freien Geist vor Knechtung zu beehren!

„Bezwingt euch selbst, und ihr bezwingt die Not!“
Es ist kein weltverleugnendes Entsagen;
Es ist ein fröhlich Kämpfen, kühnes Wagen!

Der bessern Zukunft nahend Morgenrot
Wir wollen es mit klaren Augen sehn:
Drum lasset uns're Fahnen wehn . . .



14.

Im Spital.

Bei der Mutter bin ich heut'
Im Spital gewesen.
Haben dort zur Kurzweil auch
Ein Traktat gelesen.
Sprachen dies und sprachen das.
Auch von bösen Wunden;
Und wir haben immer noch
Aermere gefunden.
Dort im Winkel jene Frau
Liegt in hohem Fieber.
Legt beiseite das Traktat
Ruhe ist ihr lieber.

Sprachen dies und sprachen das,
Defters nur mit Blicken;
Um den andern ebenfalls
Freundlich zuzunicken.
Besser als die strenge Zucht
Ist die sanfte Liebe;
Jene bindet, diese heilt
Alle rauhen Hiebe.
Ehre jenem strengen Fleiß
Frommer Diakonen;
Aber nur die Liebe wird
Redlich sich belohnen.

Last die Schwestern beten hier;
Doch man sollt' bedenken,
Und uns nicht den Himmel schon —
Nur das Leben schenken . . .
Wenn es dann noch möglich ist,
Werden wir genesen;
Ob wir auch die ganze Zeit
Kein Traktat gelesen . . .
Doch, wer völlig elend ist,
Wird die Augen schließen
Und im Schlummer schon des Todes
Seligkeit genießen.



15.

Der Todestag.

22. September 1904 – 22. September 1908

„Schon dreimal kam sein Todestag,
Und ich bin noch immer am Leben!
Am vierten wird man mir, will's Gott,
Wohl endlich die Ruhe geben.“

So seufzt das liebe Mütterlein,
Das um den Gatten trauert;
Das Fernsein von dem lieben Mann
Hat ihr schon zu lange gedauert.

Ich sagte: liebes Mütterlein,
Du mußt noch bei uns bleiben!
Wir wollen mit unsern Erfolgen dir
Die lange Zeit vertreiben.

„Das ist noch einzig was mich freut,
Ihr werdet das Werk vollenden!
Doch ich und der Vater mußten fast
In Not und Drangsal verenden.“

„Wohl euch, ihr habt das Schwert erfaßt,
Das unsern Händen entfallen;
Doch in den Siegesjubel wird
Das Sterbeglöcklein erschallen . . .“

Es war am vierten Todestag –
Ich gewahrt' es erst später mit Schrecken!
Das Mütterlein still zu Bette lag
Und war nicht mehr zu wecken.

Nun ist sie in der Ewigkeit!
Und liegt beim Vater begraben.
Ich seh' sie noch heute, die für uns
Das Herzblut geopfert haben.

Es sind Gedanken eine Kraft!
Man hat es heir Mutter gesehen –
Wir werden geheiligt und gefeit.
Und niemals zugrunde gehen!



16.

Nach fünfzig Jahren!

1859 – 1909

In mein Heimatdörfchen
Bin ich heut' gegangen,
Alle offenen Blicke
Hab' ich aufgefangen,
Denn zum erstenmal im Leben
Sah ich dieses Dörfchen eben.

Und es schien mir immer
Diese schlichten Leute
Seien merklich fragend
Gar so freundlich heute.
Vor des Fremdlings sich'rem Grüßen
Haben alle stutzen müssen.

Zwar will ich erwähnen,
Und es nicht verhehlen,
Daß an meinem Kragen
Nicht die Spitzen fehlen –
Aber andre Spitzen leuchten
Aus den Augen, aus den feuchten.

Ja ich komm' als Bote
Heilig hier zu amten,
Von den toten Ahnen,
Die sie hier verdammten
Weil sie heimatlos, verachtet
Nach dem Bürgerrecht getrachtet.

Doch wir sind nun Bürger!
 Menschliche Gesetze
 Endeten die schände
 Heimatlosenhege.
 Enkel kamen nach den Ahnen!
 (nur noch keine Eisenbahnen)

Also muß ich wandern!
 Und bei meinen Tritten
 Denkt man nicht an Winkeln
 Und an leises Bitten . . .
 Suchend fand ich die Verbannten
 In verstaubten Folianten.

Und ein altes Männchen,
 Grau wie seine Bücher,
 Lüftet ferner Zeiten
 Schöne Leinentücher . . .
 Und ich sage stolz: Sie sehen
 Einen Enkel vor sich stehen . . .

Einen Enkel jener
 Heimatlosen eben,
 Die man rucklos vielleicht
 Schon im — — Leben
 Mit dem — † Kreuz gezeichnet hatte,
 Wie auf dem vergilbten Blatte — —

Doch ich will nicht richten —
 Leg' das Buch beiseite,
 Das ich sehen mußte —
 Starre in die Weite . . .
 Und es scheint mir eine Leiche
 Grüßt' mich aus dem Schattenreiche.

Grüßt' mich mild und freundlich
 Als ein geist'ger Erbe
 Jener gottverdammten
 Aermlichen Gewerbe . . .
 Weiht' mich ohne Haß und Rache
 Nun zum Anwalt ihrer Sache!



II.

Aus der Jugendzeit.

1.

Burgdorf.

(Schweiz.)

Eine Burg und ein Dorf, ja ein Städtchen ist's gar,
 Wo meine sinnige Kindheit und Jugendzeit war.
 Dort war mein stilles Erschließen.
 Und waren wir arm, verachtet, gering,
 Und ich ein kleines, phantastisches Ding:
 Dort konnt' ich die Jugend genießen.

Und oftmals schaut' ich zum alten Schloß,
 Und wähn' mich als Ritter hoch zu Rosß
 Dort in dem Burghof zu warten —
 Und bald drauf geht es den Schloßweg hinab,
 Mit Klipp-und-Klapp in vollem Trab,
 Mit Lanzen und Standarten.

Doch die Ritterszeit ist längst schon vorbei,
 Das Buschfleppertum und sein Wehegeschrei —
 Im Rittersaal liegt noch ein Hammer,
 Und rostige Ketten, ein Henkerbeil,
 Ein hölzerner Galgen, ein Rad und ein Seil —
 Er dient nun als Kumpelkammer.

Doch immer noch schaut es gar trübsig ins Land,
 Das alte Schloß auf dem Felsen von Sand;
 Nun scheint es öfters zu trauern;

Denn es birgt nicht mehr den Ritter und Helm,
Es wohnen nur noch der Richter und Schelm
Hinter den öden Mauern —

Ich lache oft über das sinnige Bild:
Es führt den Richter und Schelm im Schild
Auf seinem romantischen Schloße!
Ja, das Stehlen und Rauben hat früher genügt —
Doch d i e s Eigentum ist jetzt beschützt,
Diese Herren mit ihrem Trosse.



Schon um die bekannten Daten von 1322 und 1382–84 — (ihre „brüderliche“ Mötigung mit gezücktem Dolch, auf Schloß Landsbut; Brudermord auf Schloß Rhun; Mordnacht in Solothurn und Riburgerkrieg) — waren beim hiesigen Rittertum bereits „geordnete“ soziale Zustände. —

„Die altgermanische Kasteneinteilung, die damals noch herrschte, war so: Die unterste Kaste (oder Klasse) war die der Leibeigenen oder „eigenen Leute“. Das waren die unglücklichen Landarbeiter, welche wie Sachen oder Lasttiere ihrer Herren persönliches Eigentum waren. Ein Unterschied von den Sklaven der heidnischen Zeit war nur der, daß sie mit ihren Herren den gemeinschaftlichen Gottesdienst besuchten, die einzige „Bildung“, die sie genossen, denn von Volksschulen war noch keine Rede.

Auch durften sie ohne Genehmigung ihrer Herren weder selbst heiraten, noch ihre Kinder heiraten lassen, auch weder Geschenke machen, noch annehmen.

Sie standen unmittelbar unter den Freien (Edelknechten oder Edelknappen, auch bloß Edle genannt — eigentlich nur etwa Großbauern).

Das war der unterste oder niedere Adel, die als Dienstmänner des höhern Adels, der Ritter, diese auf ihren Raubzügen zu begleiten hatten.

(Wörtlich aus Aeschlimann's Chronik von Burgdorf, 1848.)

2.

Jugendphantasie.

Glaubt mir, eine Phantasie
Hatten wir als Buben,
Daß wir einst den Wilhelm Tell
Feierlich begruben.

(Denn ertrunken ist zuletzt
Er im wilden Sächen.
Ja, so steht es im Gedicht:
„Wo Fels und Tannen brechen.“)

Und wahrhaftig nicht der schönste
War es von den Knaben,
Dem wir also feierlich
Das Geleite gaben.

Hosen hatte er, beim Eid,
Lange, weite Röhren,
Die dem Vater, sagten wir,
Jetzt noch angehören.

Unten war'n sie aufgestülpt,
Oben einge-fallen;
Draußen bei der Emme war's,
Wo „un're Sterbelieder schallen...“

Endlich wird es ihm zu dumm;
Dieser große Knabe,
Just grad „wie ein Heldenahn,
Steigt er wieder auf vom Grabe“.

*

Ja, die Emme wunderbar!
Und gar erst die Flühe!
In den Ferien draußen schon
„Morgens in der Frühe“!

„Trallala! ho, trallala!“
Saurier und Drachen
Hausten einst in grauer Zeit
Hier im Emmenschachen. (so sagt's der Leiff) [Lehrer]

Und die Emme war ein See,
Der sich weit hin staute
Zwischen Schloß und Flühen dort,
„Wo kein Mensch sich hingetraute“.

Doch in tausend Jahren schon
 War der Fels durchbrochen,
 Und der letzte Lindwurm auch
 „Schnaubend fortgetrohen“.

Einen Drachen hatte einst
 S i n t r a m schon erschlagen;
 Doch das war der letzte n i c h t!
 (wie die Lehrer sagen)

Diese — (nicht die Lehrer, nein, die Drachen)
 haben dazumal
 S c h ä k e hier gehütet,
 Und wenn man sie nehmen wollte
 „Schrecklich dann gewütet“.

*

Wahrlich, eine P h a n t a s i e
 Entwickelten wir Jungen:
 Haben auch mit Höhlenbären
 „Auf Tod und Leben dann gerungen“.

Jener „mit den Hosens“ war's,
 Der sich hergegeben . . .
 „Doch des Tellen Apfel f i e l —
 Und der Knabe blieb am Leben“.

Apfel! Apfel! hast du Brot?
 Hört, wir wollen essen! —
 — Unermesslich war das Glück,
 Das wir einst besessen! —

Gold, im Goldbach und im Fluß,
 Findet man noch heute —
 Das ist immerhin ein Notknopf
 Für die armen Leute.

Und beim Tauchen fanden wir
 Desters „D i a m a n t e n“,
 Wie wir ganz besonders schöne
 Kieselsteine nannten.

Brennholz brachten wir nach Haus
 Schließlich auch 'ne Würde —
 Und die Armut trugen wir
 So mit Stolz und Würde.



3.

An die Emme.

Emme, dich vergess' ich nie,
 Emme, du bist meine Enmal
 Deines Namens Melodie
 Klingt mir fast wie Emma.

*

Meiner Jugend schönste Zeit
 Konnte ich verträumen.
 Oh wie sah mein Auge weit
 An der Emme Schäumen.

Mit den Wellen vorwärts ziehn
 Kastlos die Gedanken,
 Immer vorwärts, gleich wohin,
 Ohne Ziel und Schranken.

„E s g e l i n g t d i r! E i n e r l e i!“
 Stuckten dann die Wellen,
 Die sich meiner Träumerei
 Munter zugesellen.

*

Doch durch dieses Wunderland
 Und das freie Leben
 Hat es später allerhand
 Striche dann gegeben.

Und mit jenem: Gluck-Gluck-Gluck,
 Das die Wellen sangen,
 Ist es, schau' ich so zurück,
 Biehmlich schief gegangen.

Ja, ich hab' im Grunde mich
Selber einst betrogen —
(„Warte nur, dann woll'n wir dich ...“,
Murmeln die Wogen)

Hei! sie fingen — kann man so? —
Plötzlich an zu toben!
Und sie haben mich dann roh
Hin- und hergeschoben.

*

Nein, das Leben ist kein Traum,
Ich hab's bald erfahren.
Manche Hoffnung ward zu Schaum
Schon in j u n g e n Jahren.

Doch der Enne Wellen kann
Man noch heute sehen
Und am Fluße einen Mann
In Gedanken gehen.

Und er brummt: mir half dann nur
Ganz perfektes Schwimmen —
... „Heißa, J u n g e n s ! Frohnatur,
Helle Kinderstimmen!“ ...

*

Enne, dich vergess' ich nie!
Trotz dem harten Leben
Hab' ich deine Poesie
Noch nicht aufgegeben.



4.

Parodie auf Tzar und Zimmermann.

Einst spielt' ich mit Herrenhöhnchen so froh,
Ich glaubte es bleibe für immer so ...
Man suchte mich auf und war auf mich stolz,
Denn ich war ein Junge von prächtigem Holz;
Wir waren so ungezwungen und frei,
Die nobelsten Höhnchen waren dabei.

Man sah auf das Herz und nicht auf das Kleid,
Und auch in der Schule da wußt' ich Bescheid.
Im Turnen und Springen da war ich noch mehr;
Mir ähnlich zu werden, das war ihr Begehrt!
Man ahmte mich nach und trug sich fast schlicht ...
O wonneverfunktene's Jugendgedicht!

*

Jetzt trag ich ein rauhes Arbeitsgewand,
Die Not war bestimmend, und nicht der Verstand.
Doch wie sich nun plötzlich das Mäntelchen kehrt!
Das Arbeiterlos ist von niemand begehrt —
Man kennt mich nicht mehr und meidet den Gruß...
Das Herrchen zu Pferd, und ich nur zu Fuß!

Ja, wär' ich ein Sklave, ich küßte den Saum
Des Mäntelchens euch und atmete kaum —
So aber erhebt nur trotzig das Haupt,
Den ihr im Schlamm versunken schon glaubt —
E r b u h l i c h t u m V o r r e c h t ! doch eh' ihr es ahnt,
Hat er seinem Stand eine Gasse gebaut ...



Mehr aber als die Verachtung des Arbeiterstandes schlecht hin und die allge-
m e i n e Hochachtung vor dem Geldsack erbitterte mich einst das würdelose Benehmen eines
ehemaligen Klassenlehrers, der, meinen Gruß nicht beantwortend, sich, weiß nicht wie, be-
eilte, um ehrsüchtig den Hut vor einem andern ehemaligen Schüler zu ziehen, der
eben, hoch zu Pferd, vorbeiritt und der seine mangelnden Fähigkeiten auf einem andern
Gebiet wieder reichlich weit machte, so daß ihm oft die schlüpfrigsten nackten Photos wie
reife Pflaumen aus der Tasche fielen.

5.

Hochwasser im Bergfluß.

Und wieder muß ich lauschen
 Der E m m e wildem Mäuschen,
 Und wieder hör' ich dröhnen
 Der Wellen dumpfes Stöhnen,
 Und wieder muß ich an den Fluß,
 s'war schon der Jugend Hochgenuß!

Noch sind's die gleichen Töne,
 Die ich so oft gehört,
 Wenn von dem wilden Föhne
 Der Winter aufgestört.
 Die Sonne ist gar oft zu schwach —
 Drum macht der Föhn den Frühling wach!

Jetzt wälzen gelbe Fluten
 An meinem Aug' vorbei;
 Der Regen peitscht mit Ruten
 Das Tosen und Geschrei;
 Selbst Tannen führt die Emme mit
 Auf ihrem wilden Todesritt.

So steh' ich traumverloren!
 Was harte Zeiten mied —
 Jetzt tönt's mir in den Ohren
 Wie fernes Jugendlid —
 Es kamen Sorgen, kam der Schmerz,
 Verbittert ward manch fröhlich Herz.

Drum kann ich nimmer lachen,
 Wie in der Kindheit Tagen;
 Ich denke an die Schwachen,
 Die sich ins Leben wagen —
 Und an des Lebens wilde Flut,
 Die manches Herz vernichten tut.

... Ein Frühling muß uns werden;
 Doch ohne Wehen nicht — —
 Der Frühlingssturm auf Erden
 Wie Tannen — Herzen bricht...
 ... Im nassen Auge schimmert Glück —
 Und niemand wünscht die Zeit zurück!



6.

Zivilisation.

Sioux- Wildwestindianer!
 Oh, ich las so gern Geschichten,
 Die von ihrem Ruhm berichten.
 Und ich seh' noch heute wieder
 Ihre nackten starken Glieder,
 Und den wilden Freiheitskampf.

Aber ach, sie mußten weichen!
 Die verhassten Bleichgesichter,
 L ä n d e r d i e b e, sind nun R i c h t e r!
 Und man sieht die wilden Horden
 Nur noch in dem hohen Norden,
 Im verschloss'nen Kanada.

Wo die tiefen Tannenwälder,
 Wo die ungeheuren Strecken
 Starres Eis und Schnee bedecken. —
 Lieber d i e s e n unterliegen,
 Lieber b r e c h e n als sich biegen
 Und ein Herrenknecht zu sein!

Und man hört nur Kriegsgefänge
 Wo die T i n n e h und H u r o n e n
 Noch als freie Jäger wohnen.
 Durch die Tannen geht ein Zittern,
 Selbst die Elemente wittern
 Die verfluchte Sklaverei.

*

Fern im Süden, am A r k a n s a s
 Hat man noch den roten Rassen
 Wie zum Hohn ein Land gelassen.
 Doch die feigen S e m i n o l e n
 Sollt' einmal der Teufel holen,
 Die sich fremdem Joch gefügt.

Sind das noch die „Wilden Büffel“,
 Sind das noch die „Flinken Affen“,
 Die in Faktoreien schaffen? —
 Und sie flößen und sie spulen,
 Und sie lernen in den Schulen
 Demut und Gehorsamkeit...

Indianer, Indianer!
 Ja, euch ist es schlimm ergangen —
 Denn die J ä g e r sind gefangen!
 Und mit Büchern und mit Brillen
 Will man ihre Sehnsucht stillen
 Nach der längstverschwund'nen Zeit —

*

Doch ich bin zum Glück ein Weiser! —
 Und mich fesselten Geschichten,
 Die von jener Zeit berichten.
 Denn da kann man ruhig lesen
 Wie die Menschen sind gewesen:
 „Frei!“ und nun — z i - v i - l i - s i e r t !



7.

Freiland.

Wir Buben bauten eine Burg
 Am Emmenfelsenhange;
 Und dieses Bubenstücklein lebt
 Nun fort in dem Gefange.

Und mancher der am Flusse ging
 Kaum hinzublicken wagte,
 Wo überm schmalen Felsenbord
 Die kleine Hütte ragte.

Beschattet war sie wunderbar
 Von einer magern Fichte;
 Und „F r e i l a n d“ hieß das Felsenest!
 Nun wißt ihr die Geschichte.

*

Der alte Bannwart fluchte arg,
 Der sorgliche und gute,
 Weil mancher Strauch zum Opfer fiel
 Dem Knabenübermüte.

Er hustet sehr und schaut hinauf
 Mit wässerigen Blicken,
 Und kann ohnmächtig, zornes matt
 Nur seine Flüche schicken.

„Dort oben schlägt ja niemand Holz,
 Der Frevel ist verboten;
 Den Buben steigt kein Teufel nach“,
 So fluchte er nach Noten.

*

Ja, diese Zeit ist längst vorbei
 Mit ihren losen Taten;
 Ich möchte keinem braven Sohn
 Zu solchen Streichen raten.

Denn ob man auch kein Häuschen hat,
 Kein Fleckchen Land auf Erden —
 Man schickt sich drein, man schickt sich drein,
 Und wird gescheiter werden ...



8.

Der neue Rütlibund.

O Heimatland, o Schweizerland,
 Wie hab' ich dich so lieb;
 Ob mir an deinem schönen Strand;
 Nur eine Träne blieb —
 Wie Heimweh düstert mir die Nacht
 Und sinkt der Sonne Glut:
 Ein Sehnen, das uns traurig macht,
 Bis man im Grabe ruht.

An meine ferne Jugendzeit
 Da denke ich mit Weh,
 Ob ich die Jugendherrlichkeit
 Noch einmal wiederseh?
 Wohl ist das Land das gleiche noch,
 Das ich vor Zeiten sah:
 Doch die gerüttelt an dem Joch,
 Sind nicht mehr alle da.

Ich war der erste, der entfloh
 Aus falschen Freisinn's Schwarm,
 Und seither raste ich auf Stroh,
 Und bleibe fremd und arm.
 Denn als der Mausch verflogen war,
 Wie ich ins Leben trat:
 Da sah ich wohl des Freisinn's Schar,
 Doch keine Heldentat.

Es war ein leerer Redeschwall
 Von unsrer Ahnen Kampf,
 Von „Bergeshöh' und Wasserfall
 Und heißem Pulverdampf“.
 Doch wie das Volk von heute lebt,
 Das sieht der Freisinn nicht,
 Der sich mit Ahnen überhebt
 Im feurigen Gedicht.

Sie sehen nicht die blasse Not,
 Die in den Tälern schleicht,
 Wenn von den höchsten Zinnen dort
 Der graue Nebel weicht —
 Sie sehen nur, was oben geht,
 In höchster Sonne Glanz:
 Doch wie es mit dem Volke steht,
 Das übersehn sie ganz.

*

Doch nicht der arme Hirtenknab',
 Er mußte früh ins Tal;
 Weil es die harte Losung gab:
 „Nur Eisen oder Stahl!“
 Dort hämmert Eisen, zischt die Blut;
 Das Leben wird ihm schwer —
 Es brennt sein Hirn, es kocht sein Blut:
 H a b' k e i n e H e i m a t m e h r !

Nur wie durch einen Nebel sieht
 Er seiner Kindheit Land;
 Wo seine liebe Sonne zieht,
 Die er nicht wieder fand.
 Und die Genossen stehn zu Hauf,
 In dichter, fester Mund:
 Sie heben ihre Finger auf
 Zum n e u e n R ü c k l i b u n d !

O großes schönes Menschenland,
 Dir gilt der heil'ge Schwur,
 Und unser Eisen in der Hand
 Gilt deiner F r e i h e i t m u r !
 Die Esse sprüht, der Hammer saust,
 Der Amboß klingt und dröhnt:
 Das Lied, das durch die Reihen braust,
 E i n s t a l l e s ü b e r t ö n t !



9.

Lied der Malergesellen.

Melodie: „An der Saale kühlem Strande“.

Ja die Maler sind im Sommer
 Oft so stolz noch und so kühn —
 Doch die Künstlerhaare wallen,
 Wenn wir auf das Pflaster fallen.
 Wolken zi — a — iehen drüber hin.

Ach wie bald sind sie zerknittert
 Kragen und die schöne „Kluft“;
 Und des Malers seid'ne Binde
 Flattert lustig in dem Winde,
 Sind wir wi — a — wieder an der Luft.

Aus den wundersamen Träumen
 Wird man ruchlos aufgeschreckt;
 Und die Schlösser in den Lüften —
 Ueber wilden Felsenklüften
 Sind mit bli — a — blauem Dunst bedeckt.

Und so ziehen wir von dannen,
 Warten auf die hohe Gunst — :
 Bis wir wieder „wixen“, kleistern.
 Bei den Herren Malermeistern
 Blüht die gi — ga — gold'ne Kunst.

Ja der Farben schönste Töne
 Mischen wir mit Kennerblick;
 Klettern lustig an den Wänden,
 Farben auf Gesicht und Händen,
 Und der To — o — od sitzt im Genick.

Del und Leim, das sind die Zeichen
 Harter Pflicht und Bindekraft.
 Terpentinöl riecht wie Tannen
 Beim Gestank der Töpfe, Kannen,
 Der uns fa — a — st vom Boden rafft.

Ach der Sommer flieht so eilig,
 Nebel senkt sich auf die Stadt.
 Mancher Maler singt Abschiedslieder,
 Sieht den „Krautrer“ niemals wieder,
 Der ihn abgeschüttelt hat.

Und des Herbstes scharfe Winde
Geben uns den weiten Blick —
Bunte Farben werden blasser,
An den „Krautrer“, an die Prasser
Denken wir mit Schmerz zurück . . .



10.

Die Söhne des Südens.

1906

Das schöne Land Italia
Ich hab' es auch gesehen!
Und mußte leider allzufrüh
Dann wieder heimwärts gehen.
Im Westen sinkt der Sonne Brand
Am weiten Horizonte —
Im Norden grüßt mein Schweizerland,
Die Alpen an der Fronte.

Vom ewigblauen Himmelsdom
Muß ich so traurig scheiden;
Am Wege stehen Fichten schon
Wie kahle Trauerweiden.
Und immer toller stampft der Zug
Und der Maschine Heßen,
Als wollte er in kühnem Flug
Die Alpen übersehen.

Und immer kahler wird das Land,
Und ärmlischer die Wiesen;
Das ist nicht mehr des Südens Pracht,
Wie wir sie jetzt verlassen.
Und immer steiler wird die Bahn
Und massiger die Flühe —
Und dorthin geht es himmelan
Mit Achzen und mit Mühe.

Ein wilder Schrei! das ist der Dampf,*
Ein heißes Abschiednehmen:
Du mußt dich beim S t. G o t t h a r d seht
Zum Schlummertod bequemen.

S t. G o t t h a r d ist ein harter Mann,
So alt wie unsre Erde;
Er fesselt dich in seinen Bann
Mit trohiger Geberde.

Er brummelt dir ein Schlummerlied;
Bei seinem starken Rauchen
Ist es natürlich ganz unnütz
Das Nastuch zu gebrauchen;
Er wird nur böse, mustert fest
Dich mit den schwarzen Blicken,
Und sucht dich in dem Felsenest
Am Ende zu ersticken!

Mir wird so elend, wird so weh;
Ich denke an den Süden —
Und an sein armes braunes Volk,
Die Heimat- und Hungermüden!
Sie müssen fort vom Maulbeerbaum,
Von Pinien und von Palmen,
Um in des Tunnels engem Raum
Die Glieder zu zermalmen.

Und wie sie dann zum erstenmal
Auf ihre Reise gehen,
Und statt Italiens Herrlichkeit
Die starren Felsen sehen —
Und auf dem höchsten Gipfel dort
Ergrimmt S t. G o t t h a r d hocken:
So bleibt den Ärmsten, auf ein Wort!,
Beinah' der Atem stocken.

Doch vorwärts, vorwärts, heißt es jetzt!
Man kann doch nicht verhungern,
Als arme Bettler, gottverdamm't,
Auf Marmortreppen hungern!
Das Geld das schicken wir stets heim:
Ihr braucht dann nicht zu bangen —
Und höchstens — nur den Totenschein
Beim Konsulat verlangen.



* Seit 1922 fährt die Gotthardbahn nicht mehr mit Dampf, sondern elektrisch, was eine große Erleichterung für Dienstpersonal und Fahrgäste ist, da der, durch alle Ritzen eindringliche Rauch und die Kohlendämpfe zweier schwer arbeitender Gebirgslokomotiven alles mit Ruß bedeckte und einem durch den rund 15 Kilometer langen Haupttunnel für eine halbe Stunde fast völlig den Atem und oft auch das Bewußtsein nahmen.

11.

Auswanderer.

1882

Es war in Bern, nach dem Vertrag
Der festgesetzte Tag.
Da war ein langer, voller Zug,
Der nach dem fernen Meeresstrand,
Fort von dem lieben Vaterland,
Die Ueberseeer trug.

Amerika, die „Neue Welt“,
War auf ihr Los gestellt!
Der Zug fährt ab auf das Signal . . .
„Lieb Vaterland ade, ade,
Das Scheiden tut uns ja so weh —
Doch man hat keine Wahl!“

Das Lächlein winkt, die Träne fließt;
Zum letztenmal genießt
Das Auge noch der Alpen Pracht — —
Der Wagen rüttelt bald zur Ruh;
Dann fallen bald die Augen zu;
Man fährt bei Tag und Nacht.

Das Meer, das Meer! Und fast erschreckt
Man setzt die Hälse reckt.
Da liegt es nun, so groß und weit,
So unergründlich fast und tief,
Als ob just eine Stimme rief
Aus der Unendlichkeit.

Und drüben ist dein A v a l u n —
Die neue Heimat nun.
Man pries es oft als Paradies
Für manchen der Europas Strand
Und der sein armes Vaterland
Auf schwankem Schiff verließ!

Und alle haben es gewagt
Und Lebenswohl gesagt
Dem kleinen Glück, dem großen Weh,

Das salzig wie die Meeresflut,
Worauf der große Dampfer ruht.
„Vorwärts, zur See, zur See!“

Ein Schiff voll Menschen und der Wind
Auf hohem Meere sind —
Man scheint gealtert manches Jahr;
Was klein und zart verschwindet ganz.
Hier herrscht nur starke Dissonanz
In Stürmen und Gefahr.

Drum werde kühn, und blicke kalt
Und vielgereift und alt —
Firiere stark den grünen Wicht;
Doch gebe acht, daß dieser Mann,
Der solchen Dummkopf machen kann,
Dir nicht den Schädel bricht.

Denn jetzt verstummt der Harfe Klang,
Das Dudeln und Gesang —
Dein Schicksal steht nun auf dem Spiel;
Es wirbelt fest, es schleift dich roh;
Doch man gewöhnt sich schließlich so,
Und kommt dabei ans Ziel.

A n s Z i e l, a n s Z i e l! — Doch mancher harrt,
. . . Und wird dabei genarrt — —
Denn wenn das Ziel ihm endlich winkt,
Das er so lang und heiß ersehnt:
. . . E r d a n n a n s e i n e n S c h a k g e l e h n t
G e b r o c h e n n i e d e r s i n k t!



Es war im Jahre 1882, unsere Familie wohnte damals in Bern und ich zählte erst drei Jahre, aber ich erinnere mich selber, mit vielen Einzelheiten, noch sehr gut daran, daß wir zum Bahnhof gegangen sind, wo bald ein langer E x t r a z u g v o n A u s w a n d e r e r n, deren Reiseziel Amerika war, abfuhr, unter denen sich auch einige Kollegen des Vaters, teilweise mit Familie, befanden.

„Wir sollten nachkommen, sobald wir das Reisegeld „bei einander“ hätten. . . .“
In diesem Jahre sind aus der Schweiz allein nach Amerika 11,944 Personen, darunter 3034 Kinder, ausgewandert.

12.

Amerika!

„Amerika! Amerika!“
 So hab' ich oft gelärmt,
 Und unser armes Leben da
 Bedauert und verhärmt;
 Es drängt mein Sinn, es stampft mein Fuß!
 Ich war ja noch ein Kind —
 Das einmal nun hinüber muß
 Durch Regen und durch Wind.

Doch damit hat es gute Zeit!
 Der Vater sagt' es oft,
 Daß er schon eine Ewigkeit
 Gelitten und gehofft.
 Doch längst verschwand die Hoffnung ganz —
 Und stärker war der Wahn — —
 Und heller schien der ferne Glanz
 Dort überm Djean.

Und was mein tiefstes Sehnen war:
 Das Ende aller Not! —
 Ist heute noch der bleichen Schar
 Und neuen Zeit Gebot.
 Drum frisch ans Steuer, lenkt das Schiff,
 Die Küste liegt so nah —
 Dort hinterm starren Felsenriff
 Liegt dein Amerika!



III.

Junge Kampfgenossen.

1.

„Edelleute“.

Regina, Regina
 Ist ihr stolzer Name,
 Und wie eine Königin
 Ist die schöne Dame.

Ob sie erst im Walde noch
 Reifer hat gelesen —
 Ist sie schon als Mädel dort
 Königin gewesen.

Und am Webstuhl wirkt sie jetzt
 Schneeig weißes Linnen,
 Weil für meine „Königin“
 Fron und Not beginnen.

*

Auch ich bin ein Edelmann;
 Sagt es schon der Titel:
 Adelbert von Habenichts,
 Im geflickten Kittel.

Früh am Morgen wirft man sich
 Dann in die Gewänder;
 Die geflickten Fäden sind
 Unsr' Ordensbänder.

Nicht im Außern! im Gemüt
 Sind wir Edelleute;
 Sind wir auch gering und arm
 Und verachtet heute.



2.

Minne.

(Albert an Regina.)

Regina, Regina,	Doch erwarte nicht zuviel —
Kann's dir etwas nützen,	Ich bin keine Eiche:
Will ich dich als Ritter stets	Uebers Jahr um diese Zeit
Ehren und beschützen.	Bin ich eine Leiche.

Ja, mir sagt es ganz gewiß
Meiner Seele Ahnen:
Ich find' einen frühen Tod
Bei den roten Fahnen.



3.

Herbstesahnung.

(Regina an Albert.)

Trübe Wolken, Herbstesluft!
Einsam wandr' ich alleine.
Kein bekanntes Auge grüßt,
Keine Seele, die mich liebt,
Niemand einst am Grabe um mich weinet.

Bunte Wälder, lichtbeschwingt!
Bald so einsam und verlassen.
Wißt ihr, was die Zeit euch bringt?
Abends tot, was morgens singt;
Schönheit wird vergehn, muß still verblaffen.

Winde schwarze Wolken jagen,
Und der Himmel Tropfen weint.
Und ich höre leis mich sagen:
Winde werden um mich klagen,
Auf meinem Grab einst nur der Regen weint.



4.

Todgeweiht.

Regina, auf deinem Grab
Kann ich niemals weilen,
Denn ich muß ja bald voran
Dir im Tode eilen.

Hör' ich dann im stillen Grab
Drohend ein Gewitter,
Freu' ich mich von Herzen dann
In dem Grabesgitter.

Wenn der Sturmwind heult und ruft
Und die Vögel fragen,
Möcht' ich in dem Aufruhr dann
Noch den Führer machen.

Denn ich bin ein Sohn der Not —
Und geweiht dem Streite,
Daß ich für das arme Volk
Ins Verderben reite.



5.

Betrogen.

Platonisch hab' ich sie geliebt,
So gleichsam nur im Bilde —
Und selbst ein — kurzes Liebesglück,
Das führt' ich nicht im Schilde.

Ich war ein Narr und hab' geirrt —
Dass ich es nicht verhehle:
Ich suchte gleichsam einen Mann
In dieser Mädchenseele.

Ein Herz von Eisen, wie ein Mann,
Bei einem schwachen Weibe —
Mit der versteckten Liebesglut
In ihrem zarten Leibe . . .

*

Doch ach, das stolze Mädchen fiel —
Und teilt das Los der Frauen — —
Und muß nun seinem „Sündenkind“
Ein warmes Nestchen bauen.

Verführt! — verschleucht in alle Welt!
Sollt' ich das Weib verdammen?
Man weiß ja wohl, daß Kinder stets
Von einem Vater stammen.

Nun ist's gar ein Ischariot
Bei ehrlichen Genossen!
Er hat das Mädchen nicht ins Herz,
Nein, nur ans Herz geschlossen.

Ein Mann mit einem Engelsblick
Und zuckersüßem Munde,
War er sogar — man glaubt es kaum —
Ein Held in unserm Bunde.



6.

Licht und Schatten.

So manche Blume im Wald
Vertraut der — Sonne so bald;
Sie ist so schwach und so zart,
Von ganz besonderer Art.

Da kam der Frost ins Nid
Und auch die — Sonne schied.
Die Blume sie verließ,
Die sie erst — blühen hieß.

Die Sonne hat umstrickt
Die Blume, und — geknickt.
Wie kurz war doch ihr Lieben —
O wär' sie stark geblieben!

*

So mancher Dornstrauch im Wald
Er trotzt des Lebens Gewalt;
Er ist so rauh und so hart,
Von einer knorrigen Art.

Der harte Dornenstrauch
Er liebt die Sonne auch;
Doch steht er wie ein Mann,
Der viel entbehren kann.

Kein Mensch ihn jemals brach,
Man wußte, daß er — stach;
Man hat allein gelassen
Sein Lieben und sein Hassen.

*

O hätt' die zarte Blume
Von seinem harten Ruhme;
Und — ich ein weich'res Leben,
Statt mein verkanntes Streben!



IV. Liebe und Leid.

1.

Die wilde Rose.

Um schnell noch am Abend die Sonne zu fangen,
Bin ich einst sehnd ins Freie gegangen;
Da kam mir lachend auf sonnigen Wegen
Ein Gönner mitsamt dem — Glück nun entgegen.

Es blizte mein Auge vor Freude hell auf,
Wir schwanken und scherzten und hielten uns auf;
Ich blickte verstohlen zum Wegesrand,
Wo sitzsam beiseite sein — Töchterlein stand.

Ich sah sie noch nie, weil sie fort war von hier;
Ein Freund aber signalisierte sie mir!
Er sprach es so wichtig, er sprach es so weich —
Da fühlte auch ich nun ein Sehnen sogleich.

Ein glücklicher Zufall! jetzt trifft es sich gut:
Was doch ein gütiges Schicksal oft tut!
Der Vater so freundlich, die Tochter so mild,
Wie eine seltene Rose auf weitem Gefild!

Ich schaute zwei Augen von Herzensgrund,
Die strahlenden Sterne, den rosigen Mund;
Ich hörte ihr Lachen gar kugelig rollen,
Verbeissen — um dann noch verflirter zu tollern!

Ich sprach zu dem Vater mit gewinnendem Wesen,
Und suchte in des — T ö c h t e r l e i n s Augen zu lesen!
Sie blickte so schelmisch, und doch voller Ruh:
So gingen wir fröhlich nach Hause dann zu.

Und seither muß mich ein inneres Ahnen
An jene selige Stunde gemahnen.
Mein Herz war noch frei! Jetzt klopft es mit Wangen:
Es ward von einer wilden Rose gefangen!

Ich liebe die Rose und seh' sie so selten!
Wer kann mir mein Weh und mein Sehnen vergelten?
Das kann nur die Rösche! Mit ihrem sonnigen Lachen
Kann sie mich glücklich und unglücklich machen.

Des Nachs im Schlafe da sah ich ihr Bild;
Sie lachte so klangvoll, so fröhlich und wild —
Das traf meine Seele, ich wußte nicht wie:
Das ist mein Rösche, ist sicher nur sie!

Ich stürze ans Fenster und schau auf die Gassen:
Nur fernes Gejauchze — sonst sind sie verlassen ...
Es blicken so kalt der Mond und die Sterne — —
Und doch hab' ich meine Rösche so gerne!



2.

Ertappt!

Ja glaub es nur, mein liebes Kind:
Nur kurz war ich erschrocken!
Denn ich hatte schon lange Wind —
Schon lange etwas gerochen — —

Meine Rösche und mein junger Freund!
Euch so zu überraschen!!
Auf offener Straß' nach dem Mittagsmahl
Verbotene Früchte zu naschen!!!

Mein lieber Freund, du treues Tier —
Bezähme doch deine Kräfte;
Mach' deine Pläne auf Papier,
(dieweil du Techniker!)
Und verdirb mir nicht die Geschäfte.

Mein schönes Röschen, mein süßes Kind,
Ich denke du wirst dich besinnen:
„Alte Liebe rostet nie“ —
Und wieder von vorne beginnen!



3.

Bilanz.

Ich ziehe die Bilanz:
Wieviel ist mir geblieben?
Mein großer, lieber Franz
Hat mich jetzt abgetrieben!

Es ist auch ganz am Platz,
Und wie gedacht gegangen:
Das Mädchen mißt den Schatz
Mit Telegraphenstangen!

Die Rechnung ist quittiert!
Mein Freund soll hier auf Erden
Vor mir ganz ungeniert
Mit Köschen glücklich werden.

Ich schlag' das Blatt zurück
Von meinem Schuldenbuche —
Man feiert dann mein Glück
Erst auf dem Leichentuche — —!



4.

Berta.

Ich denk' nun wieder an Berta,
Die milde und die schöne,
Hör' ich das Pianoforte,
Der Harfe Zittertöne.

Die Berta oder Bertha,
Die Göttin der Germanen,
Stand licht mir vor den Augen
Als diese Töne kamen.

Sie rauschen und sie schwellen,
Gleich wie des Meeres Wogen,
In den Gedankenwellen
Hat es mich fortgezogen.

Sie war so hehr und milde,
Die Göttin einem Volke;
Und jenes derb und wilde,
Und jagte auf der Wolke.

*

Auch ich bin fast ein Jäger —
Als miserabler Schütze
Schieß' ich nur viele Vögel,
Und Enten in der Pfütze.

Doch jenes schlanke Rehlein
Es ist mir stets entgangen —
Wär' ich kein dummer Esel,
Ich hätt' es eingefangen!

Jetzt lieg ich auf dem Rücken
Und strample mit den Füßen;
Ein Esel muß die Dummheit
Am Ende immer büßen.

O Berta, liebe Berta,
Hilf mir doch auf die Beine,
Denn meine Schicksalsschläge
Erweichen ja die Steine.

Sing' deine schönsten Lieder,
Spiel' das Pianoforte;
Nimm mich in Gnaden wieder —
Und mach' nicht viele Worte!



5.

Finale.

Ich glaubte dich wirklich zu lieben:	Und längst schon! ohne zu wissen
O Berta, was muß ich erleben!	Daß ich — selbst auf anderer Fährte,
Da hast du schon deine sieben	Und daß mir der fette Bissen
Sachen dem Schnauser gegeben.	Nur kurze Freude gewährte.

Das macht die „Lieb' und Treue“ —
O Berta, ich sage es offen:
Man hat mich wieder auf's neue
Und gründlich übertroffen!



Epilog, nach Heine:

Doch glaub' nicht, daß ich mich deshalb erschieße,
So sehr es mich hat bleffert —
Denn das alles, meine Süße,
Ist mir nämlich schon einmal passiert!



V. Leib und Leben.

Motto: Neben dem Mangel am Notwendigen (Armut) und dem Zuviel an Genuß- und Reizmitteln (Alkoholismus!) erzeugen die Unwissenheit und die Heimlichtuerei über das Geschlechtsleben (und dessen versteckte Verkehrtheit) in der breiten Masse des Volkes die meisten Uebel und Gebrechen.

1.

Eine Enthüllung für die reifere Jugend.

(Nach einer mexikanischen Sage.)*

„Werden die Söhne sehend, so werden sie vielleicht den Vater hassen und die Mutter — verachten.

Das wäre aber töricht und ungerecht, denn, wenn sie reif werden, erkennen sie die Bestimmung der Natur und ihre mächtige Forderung.“

Vom uralten Mexiko
Schrieb einst *Tlatlaquakapalli*,
(wie der Mexikaner hieß)

Von dem *Knaben*, von dem armen,
Den die Meerflut ohn' Erbarmen
Scheinbar einzig übrig ließ.

Korfor hieß der junge Mann.
Und ein Weib, die *Kikequesel*,
Fand er erst nach langer Frist.
Unter Palmen, unter Rosen,
Ohne Hemd und Unterhosen,
Wie man so geboren ist.

Stauend sah der Erdensohn
Endlich einen andern Menschen.
Ähnlich und doch nicht wie er!
(Und mit Papagei'n und Affen
Hat er nichts mehr nun zu schaffen,
Die ihm folgten bis hieher.)

* Wie bei Dichter *Wieland* — der diese kitzlige Geschichte in anschaulicher Prosa erzählt — sei auch hier bemerkt, daß diejenigen, welche nur Molken und Hühnerbrühe vertragen, dieses Kapitel überschlagen sollten.

Nur ein Narr entrüstet sich
Ob der beiderseit'gen Freude,
Als der Mann das Weib geweckt!
Und was sie jetzt weiter trieben:
Sich betasten und sich lieben,
Sich mit Küssen dann bedeckt.

Und der weise Philosoph
Tlatlaquakapalli sagt uns
Was das gute Ende war.
(Aber nur auf mexikanisch!
Denn auf deutsch, französisch, spanisch
Fehlt der Ausdruck ganz und gar.)

Und ein Volk entstand daraus!
Schreibt dann *Tlatlaquakapalli*
Ohne jede Prüderie
„Eine Gottheit hat dem Leben
Diesen starken Trieb gegeben —
Zähm' ihn, doch veracht' ihn nie!“



2.

Eros.

(Eine griechische Sage.)

Eros, Anteros sind Enkel
Uranos, des alten Necken,
Die mit ihrer sanften Schönheit
Tränen fast und Liebe wecken.

Und gar Eros! Dieser Knabe,
Ewig Jüngling! unbefangen,
Nackt und ohne weitem Zierat
Ist er durch die Welt gegangen.

Niemand hat sich dran gestoßen,
Alles mocht' ihn gerne leiden,
Und kein Richter je traf Anstalt
Seine Blöße zu bekleiden.

Horen waren im Gefolge,
Ferner Pothos und Genossen,
Und den süßen Liebesnektar
Hat man fleißig ausgegossen.

Pothos, Peitho und Himëros,
„Schnen“, „Zwingen“ und „Verlangen“,
Wenn nicht Eros; — ist doch diesen
Schließlich man ins Netz gegangen.

Und das Ende jetzt vom Liede?
Pothos hat sich — selbst verschwendet,
Und, statt ein erträumter Eros,
Als ein *Schelusai* dann geendet.



7.

Anhänger des Alten.

Alles schreibt und alles zertert
Gegen großen Kindersegen;
Doch wir sind — Kaninchenzüchter,
Und wir haben nichts dagegen! — —



8.

Freiwillig oder obligatorisch?

„In der Theorie gewiß!
aber in der Praxis
denkt man leider selten
an die Prophylaxis!“

Ein Vater las ein gutes Buch*
Mit Fluchen und mit Brummen:
„Gewiß, gewiß, das Buch hat recht;
Ich war auch von den Dummen!“

Doch kaum hat er zum süßen Schlaf
Sich hingelegt zu Bette,
So hat er es vergessen schon —
Ich mache eine Wette!



9.

Der Besessene.

(Geständnis eines Freundes.)

„Einen Teufel gibt es gewiß!
(nur nicht mit Haut und Haaren;)
Denn dieser Fürst der Finsternis
Ist in mich selber gefahren!“

Und ist es die Freude am Bösen nicht,
So ist es Verlockung zum Süßen —
Das muß ich mit traurigem Angesicht
Am eigenen Leibe verbüßen.

Ich schmückte einem „Dirndel“ die Brust
Mit Rosen und feurigen Nelken,
Und sah die unersättliche Lust
In meinen Armen verwelken.

Von ihrer Fäulnis angesteckt
Muß ich die Lust nun missen,
Und habe mit Fluchen und Tränen bedeckt
Ihr weiches Schlummerkissen.

Geschwächt, verlockt, vermag ich kaum
Den teuflischen Stachel zu lecken,
Wenn mich die Wonnebilder im Traum
Erneut mit Küssen bedecken — —!“



* Das Buch Dr. Lewitt's: „Liebe und Ehe ohne (eine Masse) Kinder.“

10.

Die Glücklichen.

(Geständnis eines andern Freundes.)

„Einen Himmel gibt es gewiß!“
Lautet ein anderes Märchen,
Und es versichert's mir überdies
Heilig ein Liebespärdchen.

Denn der Himmel hängt dazu
Ihnen nun voller Geigen,
Und die schönste ist gewiß
Diesem Bräutchen zu eigen.

Und auf dieser werden sie wohl
Lefters ein Liedchen spielen;
Denn sie verrieten, daß solch e Musik
Ihnen besonders gefiele.

Ist zu begreifen, bester Freund!
Denn ihr süßes Locken
Was höre ich nun? —
Die Töne stocken . . .



11.

Bei Nixen und Sirenen.

Die Wassernix, die schöne Fei,
Ich hab' sie einst gesehen
Als ich am Flusse ging vorbei;
Nun muß' ich immer gehen.

Ich wußt', es rächt sich einmal dort
Mein wildes Blutverlangen —
Und trotzdem bin ich immerfort
An jenen Ort gegangen.

Wo ich zum erstenmal gewahrt
Der Nixe seltsam Leuchten,
Daß mir das Bangen und Gefahr
Nur schönes Hoffen däuchten.

Wo ich mit Freude und mit Weh,
Mit Beben und Erschauern
Gesehn die schlanke Wasser-See,
Dort muß' ich niederkauern.

Ich blick' — die Pulse jagen fort —
Mit Sehnsucht in die Fluten,
Und beuge mich dann über Bord,
Mich haltend an den Ruten.

Und schaue nieder, halb im Traum —
Da faßt mich wild Entsetzen:
Ich fühle schon der Welle Schaum
Mir meine Füße neken.

Ich raff' mich auf, zu Tode wund —
So matt bin ich gewesen — —;
Ein Untier schaut' ich auf dem Grund;
Hab' einst davon gelesen!

Drum geh' ich nimmermehr zu nah'!
Bei Nixen sind auch Nocken —
Das schönste Wesen, das ich sah
Würd' mich zu Tode locken!



12.

Wahre Liebe.

Sicher durch alle Klippen und Riffe
Gehen der wahren Liebe Schiffe.
Mögen auch falsche Sirenen dich necken,
Werden sie doch nur ein Sehnen erwecken
Nach einem Lande, wo keine Gewalten
Leidenschaftlich Triumphe halten.
Und du lässest das Singen und Girren
Falscher Sirenen vorüberschwirren:
Seelenruhig in deinem Rahne
Fährst du vorüber an diesem Wahne.

Und du steuerst durch Sturm und Regen
Jener stillen Insel entgegen,
Todesicher, wo Liebe und Hoffen
Eine gläubige Seele getroffen;
Wo des Friedens Palmen ragen
Ueber der Liebe sonnigen Tagen —
Einsam von außen, doch edel von innen,
Wirst du ein neues Leben beginnen:
Nicht bei Sirenen! nach Regen und Weinen
Wird dir die ewige Liebe erscheinen.



13.

Ein altes Lied nach neuer Melodie.

Der Leib ist nicht ein Becher
Für Schlemmer und für Zecher;
Der Leib sei nur die Hülle
Worein man Liebe fülle,
Keine Liebe.

Ob auch die Becher zerschellen
In des Lebens Wellen,
Wie einst beim Schloß am Meere,
Bleibt doch die Liebe, die lehre
Keine Liebe.

Das ist der König von Thule,
Nach der neuen Schule.

Das ist der König von Thule,
Nach der ethischen Schule.



14.

Verloren.

„Selig war ich doch einmal!“
Hört man leise brummen
Eine frühverwelkte Dirne,
(ja Dirne nun!)
Und dies Liedlein summen.

„Selig war ich doch einmal!“
„Sollt' ich das vermessen?
Leben, Lieben! und das Ende — —
Brauch' ich nicht zu wissen!“

Leise singend sieht man sie
Nahe dem Werdenden —
Jetzt ihr Antlitz lustverzehrt
Noch nach — r ü c k w ä r t s wenden.



15.

Geistesritter.

Tapfer ist der Held der Liebe;
Tapfrer noch ist das Entfagen
Um für Wahrheit, Recht und Freiheit
Eine ganze Welt zu wagen!

Denn die rechten Geistesritter
Müssen kämpfen und entbehren,
Und sich um die eigenen Wunden
Auch nicht einen Teufel scheeren.



Bedichte.

II. Teil.

I.
Lebensstürme.

1.

Fort vom lieben Vaterhaus — —

Als ich ein Kind war, arm und rein,
Die schönste Tugend das Hoffen,
Da dacht ich, es könne nicht anders sein:
Mir stehe der Himmel offen!

Doch als die Knospe zur Blüte gereift,
Ward ernster schon mein Sinnen;
Gar manches Blatt wurde zur Erde gestreift,
Die Sorgen des Lebens beginnen.

Bald wußt' ich nicht wo aus und ein,
Ich schaute verzweifelt gen Himmel;
Doch blieb ich so mutterseelenallein
Im wüsten Weltgetümmel.

Da faßt' mich der Entsagung Schmerz:
Durchbrochen des Glaubens Schranken!
Vertrocknet die Träne, doch nicht mein Herz,
Gelangt' ich zu freien Gedanken!

Ich floh der Kirche frommen Chor,
Wo Worte den Mensch nicht erlösen;
Doch blieb ich heftiger als zuvor
Ein Feind von allem Bösen.



2.

Schiffbruch.

Und mitten in dem Wogenprall
Des Lebensstroms ich stand;
Ich lauschte dort dem Widerhall
Von harter Felsenwand.

Kein himmlisch Wesen schaut' ich dann,
Das unser Lebensschiff
Vom Untergange retten kann
Beim starren Felsenriff.

Und immer höher steigt die Flut
Im wütenden Orkan —
Und immer heißer schickt der Mensch
Gebete himmelan.

Bis daß — des Meeres Gurgellaut
Die Veter jäh verschlang,
Mitsamt dem stöhnenden Koloss,
Der mit den Wellen rang.

Und einer, der noch übrigblieb,
Hat Leichen dann beraubt —
Die vielleicht erst mit reinem Sinn
An Rettung noch geglaubt.



3.

Bitteres Fragen.

Da frug ich mich warum, warum
Ein solches Golgatha?
Als ich den ehrvergess'nen Schuft
Im Golde wühlen sah.

Den Leichen hätt' ja wohl das Geld
Im Tode nichts genügt;
(worauf der Leichenräuber sich
in seiner Habgier stützt).

Doch dient das Leben auch dem Tod
Am Ende nur zum Fraß —
Ist das der höchste Lebenszweck,
Den je ein Gott besaß?

Und ist das heiße Sehnen mir
Im Herzen nur ein Weh,
Daß ich die lieben Toten einst
Im Geiste wiederseh?

Und ist das warme Fühlen mir
Im Busen nur versteckt,
Daß es den unerfüllten Wunsch
Nach einem Gotte weckt?



4.

Ohne Nachricht — —

Die Menschen, die der wilde Sturm
Vom Schiffe fortgespült,
Die haben Gottes Nähe wohl
Im Wahnsinn kaum gefühlt.

Und ihre Leichen liegen nun
Verwesend auf dem Grund;
Gebrochen ist das arme Herz,
Verschlossen ist der Mund.

Verschlossen, keine Antwort bringt
Aus ihrem nassen Grab,
Ob ihnen doch am Ende Gott
Das Leben wiedergab.

Ob vielleicht doch ein göttlich Geist
Den stummen Gott besetzt,
Der als ein fortgeworf'nes Nas
Dort auf dem Grunde liegt.

Einst zweifelnd! doch mein Fragen schon
Ach, es beweist mir klar,
Daß eine leise Hoffnung noch
In meinem Busen war.



II.

Aus dem rauhen Alltag der Arbeiter.

1.

Das Lied von der Freiheit ...

Löne, fremd und doch so eigen,
Trägt der linde Luft mir zu:
„Menschen, die zu Berge steigen,
Die sich nur vor Gott verneigen,
Du auf du! du auf du!“

Und ein Fremdling singt die Weise,
Die uns längst entfallen war! —
Ihn, auf seiner langen Reise
Von der Jugend bis zum Greise
Lockt sie aber immerdar.

Nun — in Alpenregionen! —
Bricht sie plötzlich ab in Gram ...
Weil er — die dort oben wohnen
Sind zumeist jetzt reiche Drohnen! —
Nur zu armen Knechten kam.

Die einst hier als Freie schritten
In der schönen Alpenwelt —
Ach, wie ändern sich die Sitten! —
Müssen nun um jenes bitten
Just, worum man sie geprellt ...

Mehr noch! um das nackte Leben:
Nahrung, Wohnung und das Kleid;
Um die Arbeitskraft zu heben! —
Doch um höher noch zu streben,
Dazu fehlt dann meist die Zeit!

In Fabriken eingeschlossen
Tag für Tag in gleicher Fron —
Und die Berge lichtumflossen! — —
So hat er sein „Glück“ genossen
Dieser „freie Alpensohn“!

Ich kenne hier in der „freien Schweiz“ wahrhaftig Arbeitskollegen genug (Familienväter!), die zeitlebens nie in der Lage waren, nur die nächstliegenden Naturschönheiten des eigenen Landes aufzusuchen, weil ihnen des Tages Notdurft immer vorangehen mußte!

2.

... Es soll zur Wahrheit werden!

Viele ruhen nun im Grabe,
Die im Leben nie gelebt —
Ein Erinnern ist die Habe — —
Und Vergelten unsere Gabe,
Die jetzt durch die Herzen bebt.

Und im Geist dem Grabentsteigen
Seh' ich eine Riesenschar,
Deren Leben dumpfes Schweigen,
Statt des Glückes hellen Geigen,
Immerfort Entbehrung war.

Und ich seh' sie aufwärts schreiten,
Nicht allein, gesamthaft nur!
Alle nun gesamthaft streiten
Und die neue Zeit bereiten,
Die in uns're Herzen fuhr.

In uns selber sie nun leben,
Jene, die im Grabe ruhn! —
Alles was wir ihnen geben
Und gerührt zum Himmel heben
Geben wir den Kindern nun.

— Niemehr nur aus Hamst'rertöpfen,
Oder gar bei Schlemmerei —
Nein, aus Herzen und aus Köpfen
Sollt' man jetzt das Leben schöpfen!
Allen, allen, wer es sei!

Erst dann wieder wird man gehen
Selbst zur Arbeit mit Gesang,
Und, wo linde Lüfte wehen —
Dann in Wahrheit wiedersehen
Was im Lied zu Herzen drang.*

* Sagt ja doch schon Conrad Ferdinand Meyer mit Seherblick:

..... „Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
(durch Mitgefühl, Gerechtigkeit!)
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner mußte darben.“

(Aus: Alle!)

3.

Vaterlandslose Gesellen ...*

Ein Wandersmann, von Sorgen matt,
So geht er seine Wege;
Er achtet nicht den Jubelsang
Der Vögel im Gehege.

Denn Armut ist sein stetes Los;
Er sucht ihr zu entfliehen,
Und muß nun ohne Last und Ruh
In weite Ferne ziehen.

So zog er fort. Und kehrt zurück
Einst auf verschneiten Wegen.
Da schaut kein liebes Auge ihm
Und Mägdelein entgegen.

Man stiert ihn an und kennt ihn nicht,
Den Wanderer aus der Fremde,
Im abgeschabten Werkfleid
Und im verwaschen Hemde.

Man kennt ihn nicht, obschon er trägt
Den Heimatschein im Herzen,
Von dem er oft mit Liebe spricht
Im Plaudern und im Scherzen.

Von dem er oft mit Liebe sprach
In heimatsfernen Stunden...
Nun ist er da — und dennoch hat
Er Ruhe nicht gefunden.

Dem Wanderer drückt's das Herz schier ab,
Er tat sich wieder wenden —
Und seine Grüße wehmutschwer
Nur aus der Ferne senden.

* „Vaterlandslose Gesellen“ duld' ich nicht in meinem Lande“, ein Wort, geprägt vom ehemaligen Deutschen Kaiser Wilhelm II. und seither von der — schweizerischen republikanischen Allweltspreß gedankenlos (oder mit Hintergedanken!) nachgeplappert.

„Ich (Gott)“, heißt es aber in Hiob, K. 29, V. 16, „war ein Vater der Armen, und die Sache des, den ich nicht kannte, die erforschte ich.“ —

4.

Wettertannen.

Wettertannen, wie so gerne
 Hielt ich mich in eurem Schatten,
 Wenn wir bei dem langen Wandern
 Eine Ruhestunde hatten.

Und ich grüß' euch immer herzlich
 Liebe Tannen, als Bekannte,
 Wenn die Sommer Sonne heftig
 Mir auf meinen Buckel brannte.

Erst im Herbst! wenn's immer regnet
 Bei den bodenlosen Pfützen,
 Wird das Dach der Wettertanne
 Uns dann ganz besonders nützen.

Wettertannen, Wettertannen!
 Mög's euch doch der Himmel lohnen,
 Besser als die armen Teufel,
 Die in eurem Schatten wohnen.

Denn ein loser Wandervogel
 Läßt euch alle flüchtig grüßen,
 Weil wir armen Menschenkinder
 Ziellos immer weiter müssen.

Immer weiter — und das Ende?
 Ach es liegt, es liegt — im Grabe!
 Und ein Sarg aus Tannentrettern
 Ist dann eure letzte Gabe.



5.

Ewige Fabrikler.

(— Das nämliche Elend, aber an die Scholle gefesselt! —)

„Muß jung ich nun in der Fabrik
 Verkümmern, wenn die Winde wehn
 Und andre sich am Meeresstrand
 Und in den Bergen sonnen gehn?
 Der Flüsse und der Ströme Lauf
 Und ferne Städte ziehn mich an —
 Nun soll ich — ewig zur Fabrik,
 Wie meine Eltern es getan!“

So heult und fletscht der junge Mensch,
 Der jede Hoffnung bald verlor,
 Weil er umsonst die ganze Welt
 Und den vergess'nen Gott beschwor;
 So wurde rauh und hart sein Herz,
 Und seine Seele ward voll Gram,
 Weil niemand seinem heißen Wunsch
 Ein wenig nur entgegenkam.

Und seine Schläfe fiebert heiß,
 Und die Maschine rattert schwer,
 Sie webt, sie webt, die Leinwand hebt,
 Die Schifflein gehen hin und her.
 Das ist das stete Einerlei,
 Daß man verrückt wird und verrückt —
 So daß man den verwirrten Sinn
 Ein wenig abzulenken sucht.

Und nebenan da steht ein Weib,
 Das hat sein Auge nun gestreift;
 Denn an die Nähe hält man sich,
 Wenn man nicht in die Ferne schweift.
 Was nützen ihm die Elfen all,
 Und alle Niren in dem Meer?
 Ein armer Teufel bleibt er doch!
 Wo nähm' er Gold und Seide her?

Doch dieses Mädchen nebenan,
 Es ist noch jung und ist noch warm,
 Ihr Busen ist noch fest und drall,
 Und ihre Sehnsucht gotterbarm —
 Die Hitze in dem Saale steigt,
 Und die Maschine ächzt und bebt;
 Der Bursche sich zum Mädchen neigt,
 Dieweil es — emsig weiterwebt.

Da faßt er sie mit raschem Griff,
 Wie einen heiß ersehnten Raub;
 Das Mädchen schreit vor Lust und Weh,
 Und zittert wie ein espig Laub;
 Sie wußte nicht wie es geschah:
 Die Wonne hat sie übermannt —
 Und bald ist auch ein Bube da,
 Der sie nun ganz in Ketten bannt.

So war es schon vom Vater her —
 Nun haben sie es nachgeahmt.
 Halb unbewußt. Und nach und nach
 Ist auch die e i g' n e Kraft erlahmt.
 „Und ob der Bube weiter kommt,
 Das weiß der Himmel, ob ich je —“
 Stöhnt der Fabrikler — „meinen S o h n
 Am Ziele meiner Wünsche seh?“

(Die Geschichte beginnt leider immer wieder von vorne!)



6.

Kleinstädtische 1. Maifeier

von anno dazumal in Landstadt.

Zweihundert Pfund wiegt der prokige Herr,
 Der sich so heftig erbotte,
 Als der verdammte Maifestzug
 Schmetternd vorübertoste.

Schüchtern zuerst, von der Knechtschaft gebückt,
 Ramen sie auf die Gasse,
 Necken sich bald ein wenig empor,
 Angesteckt durch die Masse.

Nicht zum Vergnügen nahmen sie teil;
 Mein, um einmal zu hoffen —
 „Unsinn, es war das störrische Volk
 Ohne Zweifel besoffen!“

Frei! Ach nur e i n e n Tag im Jahr — —
 „Arbeitscheues Gelichter,
 Das nur beständig saufen — möcht“,
 Nennt uns der „feine Dichter“.

Zehnmal schon hat er sein Glas geleert
 Mit einem griminigen Fluche;
 Und was er da sonst noch geschwefelt hat,
 Steht nicht alles im Buche.

Tags darauf ist die ganze Schar
 Wieder ins Joch gezogen — —
 Doch der Herr mit dem feisten Gesicht
 Hat noch lange gelogen.



7.

Bürgerlicher Wahlsieg

zu derselben Zeit in Landstadt.

Vertobt hat der Kampf, vorbei ist die Wahl,
Das Zählen dauerte lang —
Bis man dann über das „Arbeiterpaß“
Doch schließlich den „Sieg errang“.

Ein nobler Rentner wurde gewählt,
(ganz unabhängig und frei!);
Nur ist er bedenklich konservativ,
D a s ist das ärgste dabei!

Zum hohen Ratssaal lenkt er nun
Den edel gemessenen Schritt,
Mit seinem bekannten Gehrock und Stocß,
Und nimmt auch den Phylax mit.

Er hüstelt ein wenig und schaut sich um
In diesem erhabenen Raum . . .
Dann kippelt er einen verbindlichen Gruß,
Gedämpft, man hört es kaum.

Und an den Wänden erblickt er nun
Ein altertümliches Bild;
Es stellt einen adligen Jäger dar
Und ein erschlagenes Wild

Nun lächelt der noble Herr verschämt —
Das Bild gefällt ihm gut:
Ein schwarzer Rahmen wie ehemals — —
Das edle Rotwild im Blute — — —

Er seufzt: „Ach, solche Bilder sieht
Man leider selten mehr —
Und „namentlich alles
schwarz in schwarz“ — —
Ach, das gefällt mir sehr.“



8.

Wir müssen!

Wir müssen schaffen und hungern dazu,
Und sind doch so wenig geduldet —
Und unser bißchen Leben ist
Dem Vater her schon verschuldet.
Wir haben nicht Hof, nicht Gut und nicht Geld,
Wir brachten das nackte Leben zur Welt,
Denn wir sind P r o l e t a r i e r.

Wir müssen leiden und dulden stets,
Und sind doch so wenig gelitten;
Der Platz an der Sonne wird uns sogar
Gestohlen und bestritten.
Wir müssen leiden, wie Jesus tat,
Und stützen das Leben, den Geist und den Staat,
Und wär'n doch — A n a r c h i s t e n ?

Wir müssen leben und lieben —
Und doch, gehaßt und verachtet,
Ist unser Leben im Mutterleib
Schon gepfändet und verpachtet.
Man nimmt uns den Glauben an Recht und an Licht,
Und schont selbst die heilige Seele nicht —
Und nennt u n s — Gottesleugner!

Wir müssen lieben, ja lieben im Haß,
Geknechtet und zertreten;
Denn unser Sieg ist A l l e r Glück,
Und unser Fluchen ist Beten —
Ein Heiland hängt am — Strang. Verrat!
Wir t i l g e n eure Missetat — —
Wir müssen, ja, wir m ü s s e n !



9.

Die Not.

Die Not, harte Not, sie frisst uns das Glück,
 Und gibt uns wieder die Wildnis zurück;
 Erstarrt unser Leben, zerfetzt unsre Haut,
 Wir haben umsonst Paläste gebaut —
 Wir müssen hinaus in finstere Nacht:
 Die Not hat uns wieder zu Wilden gemacht!

Der hohen Kultur verwöhntes Geschlecht
 Ist nicht mehr bewehrt zu diesem Gesecht...
 Die grinsende Not bedrohte uns nicht
 Beim schützenden Feuer und strahlenden Licht —
 Nun hat sie uns hilflos, nun hat sie uns nackt
 Bei unsern entblößten Leibern gepackt

Der Reiche ist nicht an Elend gewöhnt,
 Und hat die Not nur verlacht und verhöhnt.
 Der Arme sei roh? und fühlt' nicht so gut
 Wie bitter weh der Hunger tut?
 Der Reiche sei edel, zu gut für den Strick? —
 Erspart ihm, erspart ihm das herbe Geschick! —

Doch bald kracht ein Schuss! In Not und in Nacht,
 So hat er dem Leben ein Ende gemacht...
 Der Arme erschandert, sonst läßt es ihn kalt;
 Er hat nur die schwieligen Fäuste geballt:
 Er flieht nicht im Kampf! Das Recht bricht sich Bahn —
 Das hat die blasse Not getan...



10.

Heinzelmännchen.

Ein Edelknab zog in den Tann;
 Ich weiß nicht wo, ich weiß nicht wann.
 Er streckte sich ins kühle Gras,
 Und dacht und sann, ich weiß nicht was,
 Und pflegte dort der Ruhe.

Er schlief bald ein im grünen Wald.
 Da kamen Heinzelmännchen bald:
 Sie schafften emsig ohne Lob,
 Und doch das Schlichte ihnen schob
 Man immer in die Schuhe.

Das drückt' die guten Zwerge sehr;
 Sie schafften fleißig immer mehr!
 Doch endlich waren sie es satt,
 Als man sie noch verprügelt hat
 Zu ihrem schlechten Lohne.

„Wir schafften willig bis auf's Blut,
 Dieweil man gütlich ausgeruht —
 Doch, daß zum Dank man schlägt uns wund,
 Ist wirklich unter allem Hund,
 Ist unter all'r Kanone!“

Jetzt sind sie fort! ein — N i e s e steht
 Nun öfters auf der Wiese — —
 Er bringt die Menschen zur Vernunft
 Für seine große Zwergenzunft,
 Und läßt nicht mit sich spassen!

*

Wer die Geschichte noch nicht glaubt,
 Und selber sie auf's höchste schraubt,
 Der kann sie zeigen lassen...



11.

Hundedank.

(Ein wahrer Traum.)

Mir träumte einst ich sei im Wald,
Und ängstlich wie ein Dieb,
Weil ich in Nacht und Nebel dort
Ein seltsam Handwerk trieb.

Denn tief im Wald da lag verscharrt
Ein kleiner, treuer Hund;
Unwiderstehlich zog es mich
Zu ihm bei nächt'ger Stund.

Ich wußt' die Stelle ganz genau
Wo dieses Hündchen lag;
Erst kürzlich war ich dort herum
Am hellen Sommertag.

Doch mit der Zeit wird niemand mehr
Die frische Grube sehn;
Drum soll jetzt auf des Hündchens Grab
Ein Tannenbäumchen stehn!

*

Ein's zu versehen trieb mich jetzt
Die stille, heil'ge Pflicht;
Gespenster und die Nacht im Wald
Die fürchtete ich nicht.

Und dennoch schlug mein Herz beengt,
Als ich zur Stelle war;
Denn meine nächt'ge Mission
Die war so sonderbar...

*

Ein Tännchen wäre bald verseht.
Der Spaten knirscht im Sand...
Ich dreht' mich um — und hinter mir
Ein großer Hofhund stand!

Er schnuppert mir schon ins Gesicht
Und schaut mich grimmig an —
Ich bin ertappt, ich bin ertappt
Auf der — Verbrecherbahn!

Ich rede leise zu dem Hund:
„Ich suche nicht nach — Geld;
Ich suche nur Gerechtigkeit
Auf dieser schänden Welt!“

„Und deinem Bauern stehl' ich nichts;
Ich hätt' es nur verseht —
Und werde nun zum H u n d e d a n k
Beschnüffelt und geheht!“...

*

Ich drückte mich dann aus dem Wald,
Ernüchtert und gebückt,
Sonst wär der unvernünft'ge Hund
Mir auf den Leib gerückt! —

Es dünkt mich fast wie Wirklichkeit,
Denk' ich an diesen Traum —
Ans tote Hündchen in dem Wald,
Und an den Tannenbaum.



12.

Mein Stecken und Stab der Ewigkeit.

Ich bleibe arm, ich will es wagen!
 Wer kann mir verwehren
 Ein Bettler zu sein,
 Verachtet zu sein,
 Und mich selbst zu ehren.

Denn nimmer und nie am äußern Gehaben
 Und Tun und Flitter
 Erkennt man den wahren
 Und unwandelbaren
 Geistesritter!

Den Geistesheld, der weiß, daß die Seele
 Einst, über dem Grabe,
 Zert einsam am ärmlichen
 Und oft ganz erbärmlichen
 Irdischen Wanderstabe.



13.

Beständnis eines wahrhaft Großen:

„Das s i c h e r s t e Mittel, um a r m zu bleiben,
 ist — ein ehrlicher Mensch zu sein.“

Napoleon I. Maximen und Gedanken.

Dazu die

Verwunderte Bemerkung

eines in obigem guten Sinne „selbstverschuldeten“ Armen:
 Und da schreiben die „tonangebenden“ Zeitungen ganz sicher immer:

„Er war das Kind armer, aber ehrlicher Eltern,
 wenn sie einem Armen zur Seltenheit einmal einen
 „guten“ Nachruf widmen wollen . . .
 Einen s o l c h e n verbitte ich mir aber!

Einer der „Minderen“ Brüder.

III.

Einsame Wege.

1.

Jugendland.

Der Jugend Lust und Uebermut
 Und selbstgewählte Schrecken,
 Gewiß, gewiß, es ist doch gut,
 Viel Jahre schon bedecken.

Die Schluchten in dem dunklen Tann,
 Die hat man längst vergessen,
 Und auf das Gruseln ist ein Mann
 Gewöhnlich nicht veressen.

Man liebt das helle Tageslicht,
 Für Leib und Seele Speise,
 Und stets ein freundliches Gesicht
 Auf seiner Lebensreise . . .

Doch wie ich ziemlich sorgenlos
 Einst schlenderte im Walde,
 Da kam ich über Stein und Moos
 An eine Felsenhalde.

Es packte mich als Knabe schon
 Ein Grauen und ein Bangen,
 Wenn ich, ein kleiner Robinson,
 In jene Schlucht gegangen.

Zuerst gelangt man an dem Hang
 Zu einem feuchten Grunde;
 Kein Sonnenstrahl, kein Vogelsang,
 Nur Felsen in der Runde.

Doch weiterhin erhebt sich dann
 Allmählich das Gelände;
 Du bist erlöst vom wüsten Damm
 Der starren Felsenwände.

Ein sonnbestrahltes kleines Land,
 Einsam und abgeschlossen,
 Erhebt sich dort am Felsenrand
 In tiefem Waldesfrieden.

Von Blumen, wie ein Garten fast,
Bei Fichten und bei Föhren,
Kannst du auf deiner süßen Last
Die Vögel singen hören.

Der Pflanzenwuchs an diesem Ort
Gemahnt dich an den Süden:
Ein einsam stiller Ruheort
Dem Welt- und Wandermüden...



2.

Das Schreckgespenst.

Der Zufall führt mich eben jetzt,
Wie einst, an jene Stelle;
Seither durch alle Welt geheht
Als wandernder Geselle...

Durch Moor und Dunkel will ich nun
Furchtlos die Schritte lenken,
Und mich bei meinem stillen Tun
In jene Zeit versenken:

Wo Elfen und der Zwerge Schar
Die wilde Schlucht bewohnten,
Die, ausgestandene Gefahr,
Gar reichlich dann belohnten.

Mit Glimmerschiefer oder Tuff!
Schon bin ich auf dem Grunde...
Dieselbe feuchte Moderluft,
Und Felsen in der Runde.

Doch vorwärts, vorwärts, zaudre nicht!
Hier — sind am Ende Schlangen...
Da — nimmt ein plötzliches Gesicht
Mich schauerlich gefangen...

Den ersten Blick hinauf gewandt
Zu den bekannten Fichten,
Muß ich mein Auge unverwandt
An jene Stelle richten...

Bin ich erhitzt? zum Teufel hin —
Ich eigentlich von Sinnen?
Was ist das in dem Schädel drin
Ein närrisches Beginnen?

Die Schläfen pochen, hämmern wild;
Die Glieder mir erstarren...
Hält mich ein wüstes Nebelbild,
Ein Hirngespinnst zum Narren?

Nein, wirklich! dort an jenem Baum
Hängt eine schlaffe Leiche...
Der Berger! ach, man kennt ihn kaum
In diesem Schattenreiche...

Verfolgt von dem Fabriktyrann
Hat er sich stets gelitten — —
Und sollte nun — als alter Mann
Vor fremden Türen bitten...



3.

Achtlos vorüber...

Wie schnell ein Mensch von dannen geht! —
Die Leiche ward geborgen.
Und in der Tageszeitung steht
Die Nachricht übermorgen:

„Ein armer, lebensmüder Mann
Hat sich erhängt im Walde,
Im tiefen unwegsamen Tann
An einer Felsenhalde.“

Und weiter nichts? Zwei Zeilen kaum!
So nackt und kalt und trocken...
Hat man denn weiter keinen Raum?
So frage ich erschrocken.

Und weiß man nichts von blasser Not
Und hartem Türeschließen,
Womit so Viele farges Brot
Mit Wermut noch begießen?

Ahnt niemand jenen Seelenschmerz,
Der diesen Mann verzehrte,
Als sein gepreßtes Menschenherz
Zu leben noch begehrte?

Und ahnt man nicht den Fiebersturm
Auf glutverzehrten Wangen,
Als dieser arme Erdentwurm
In jene Schlucht gegangen?

Und nicht den löwenstarken Hang
Zum Leben — nicht das Sehnen — —
Wenn heile Glieder sich am Strang
Im Todeskampfe dehnen?

Nichts von erneuter Lebenslust
Und ungestümen Lungen,
Als diese arme Menschenbrust
Im Tode dann gerungen?

Nichts von verzweiflungsvollem Raff
Und wilden Händekrallen,
Wenn starke Glieder wund und schlaff
Ermattet niederfallen?

Und nichts von jenem Augenpaar
So flehend und gebrochen —
Das, als ich dort zur Stelle war,
Im Tode noch gesprochen?



4.

Ungleiche Welten.

Die Zeitung hat mir selber nicht
Ein bißchen Raum gelassen,
Um dieses grause Hochgericht
In Worte dann zu fassen.

Es kümmern ja die Lebewelt
Vielmehr die „Kleinen Winke“:
Man kaufe jetzt für teures Geld
Die „Ewig-Jugend-Schminke“.

Man rüste sich zur „Prüfungszeit“
Der Välle und Konzerte . . .
Er sei für Winke stets bereit,
Bemerkt der Weltgelehrte.

Dann folgt noch eine Litanei:
Ein Loblied auf die Damen!
Doch dieses brünstige Geschrei
Paßt nicht in diesen Rahmen.

Denn man besingt den „Körperbau“ —
Den „wundervollen Busen“ — —
Doch von dem Leben hart und rauh
Da schweigen ihre Musen . . .

Ja selbst ein armes Menschengesicht
Rührt nicht an ihre Herzen,
Wenn sie beim vollen Freudenglas
Mit ihren Damen scherzen.

Wenn lustverlockte Mädchen bald
So vielverheißend kichern —
Und sich im tiefverschwiegenen Wald
Ein Stelldichein versichern . . .

Wenn sie von Lust und Ueberfluß
Noch überfüllt nippen . . .
Wo andre nur die Not zum Ruß
Auf wunschverdorrten Lippen.

Die Not — und nur als einzig Gut,
Von Elternlieb verstoßen
Ein Fünkchen warme Lebensglut
Der Pflege anbefohlen.

Bis diese Gluten rot und frisch
Allmählich dann verglimmen,
Und hier — mit knisterndem Geziß
Wie leise Geisterstimmen.



5.

Mene Tekel ...

Doch unaufhaltsam, meeresgleich
Der Zeiten Räder rollen,
Die selber uns ins stille Reich
Des Todes führen sollen.

Wo sturmgepeitscht und unbeweint
So viele Menschen landen,
Die hier — wo doch die Sonne scheint —
Ein düst'res Ende fanden ...

Daß unerfahr'ne Leute dann
So leicht die Stäbe brechen,
Wenn diese Menschen, Mann an Mann,
Mit ihrem Schöpfer sprechen.

Wenn sie in Schluchten und im Strauch
Den müden Leib verkriechen —
Wo Hunde, oder Menschen auch,
Vielleicht die Leiche riechen ...

Und oben in dem Buchenwald
Und auf den Sonnenwegen
Da gehn verstohlen vielleicht bald
Zwei Menschen sich entgegen.

Ein Stelldichein der „feinen Welt“
Zu ungezähmten Lüsten —
Um weltverborgen, statt mit Geld,
Sich mit dem Leib zu brüsten.

Wo Lebemann und Luderweib
Nicht im geringsten ahnen,
Daß sie mit ihrem geilen Leib
An Babylon gemahnen — —

Nur ärger und verrückter fast,
Weil jetzt die Geisterflammen,
Statt den verruchten Tand und Glanz,
Das arme Volk verdammen ...

So daß die Un — begreiflichkeit
Dem Ärmsten fast zum Ekel —
Drum hängt er in der Einsamkeit
Nun selbst als Mene Tekel! ...

Zum Fluch — wie dort in Babylon —
Den Satten und den Reichen!
Die, zwanzigjähr'ge harte Fron
Nun mit dem „Hund“ begleichen ...



6.

Erwachendes Bewissen.

Vergessen ist der düst're Wald,
Vergessen fremde Tränen —
So daß wir leider allzubald
Uns alle glücklich wähnen ...

Doch schwachen Sinnen tief versteckt
Da wacht die Menschenseele,
Die plötzlich das Gewissen weckt
Auf höhere Befehle ...

Unwiderstehlich zieht's mich dann
Zu den bekannten Fichten,
Um dort, wo eine Träne rann,
Ein Klage lied zu dichten ...

Mir schaudert! aber keine Spur
Von einem armen Geiste,
Der hier auf dieser öden Flur
Von seinem Leib verwaiste.

Der sich im Bann der Sünde noch
An diese Erde klammte,
Die ihn — ein unerträglich Joch —
Zum Selbstmord einst verdammt.

Nein, diese Menschenseele ist
Für jene ganz verschollen,
Die sie mit frommer Hinterlist
Noch je & t verdammen wollen —

Statt daß erleuchtet und erhellt
Sie diesen Ort betreten,
Und den Erhängten für die Welt
Noch um Verzeihung beten.

Wie ich es tat von Zeit zu Zeit
Auf jenem feuchten Grunde,
Die Schlucht so eng — mein Herz so weit
In einer Weishestunde.

Mit dem Gelübde, nimmermehr
Zu ruhen und zu rasten,
Wo auf der Erde zentnerschwer
So viele Schulden lasten ...

So zieht mich gleichsam an den Ort
Ein ungesühnt Verbrechen —
Um mit dem Armesünder dort
Im Geiste noch zu sprechen.

*
O Jugendlust und Uebermut
Wohin seid ihr gegangen?
Nur schüchtern in Erinnerung ruht
Ein Lächeln auf den Wangen.

Ein Sehnen nach dem Jugendland
Und sorgenlosen Leben —
Wenn an der starren Felsenwand
Nun meine Pulse beben.



IV.

Durch Wüsten sand ins gelobte Land.

1.

Materialismus.

Als Pilgrim zog ich einst fürbaß
Durch das „Gelobte Land“,
Das ich, wie anno dazumal,
In Knechtschaft wieder fand.

Wo jetzt der raffinierte Geist
Das Volk vom Tische stieß,
Der als Triumph der Wissenschaft
Verwesung übrigließ — —

Denn da wo Milch und Honig fließt
Und wo die Sonne lacht,
Hat es die schnöde Mammonsgier
Der Herrscher angefaßt.

Wo sich der reiche Säugling schon
Ins Herz der Amme krallt,
Daß von dem wilden Weheschrei
Die Gegend wiederhallt.

Daß ich mit Augen schmerzumflort
Ein tausendjähr'ges Weh —
Statt dem verheißnen Bruderreich,
Ein Tierreich wiederseh'.



2.

Idealismus.

Doch von des Nazareners Lehr'
Ein Wörtchen übrigblieb,
Das nun das unterdrückte Volk
Auf seine Fahne schrieb.

Den Himmel hat man ihm geraubt,
Die Erde ganz und gar —
Und für das nackte Leben erst
Kämpft nun die bleiche Schar.

Und die man stets vereinzelt schlug.
Sie haben sich vereint,
Die sich in der Verzweiflung einst
Die Augen rotgeweint.

Und wer vordem verbittert war,
Drängt sehnend sich ans Licht,
Und glaubt an die Gerechtigkeit
Und an ein Weltgericht.

Und wie ein Evangelium
Durchbebt es das Gemüt:
Daß aus dem harten Erdenweh
Ein höheres Leben blüht.



3.

Sozialismus.

Werdet Brüder! hehres Wort...
Egoisten weicht!
Denn das heil'ge Gotteswort
Hat uns auch erreicht.

Auf, zur Demonstration!
Daß die Gasse dröhnt...
Trotz dem blöden Spott und Hohn
Sind wir bald versöhnt.

Denn wer heute gegen uns,
Schreitet morgen mit —
Wenn nur unser heiße Wunsch
Durch die Gassen schritt.

Unaufhörlich wächst die Schar.
Hört ihr ihren Ruf?
Wißt ihr was mit jedem Jahr
Neue Kämpfer schuf?

Ist's die Eier nach eurem Gut?
Wähnt ihr uns verroht?
Wenn die stille heil'ge Blut
Aus den Augen loht?

Oder ist's ein Ideal
Das wie Dunst entschwebt?
Das man heute sonder Zahl
Auf die Fahne hebt?

Nein, es hat das Zauberwort
Praktisch sich bewährt —
Dass es den Tyrannen dort
In die Glieder fährt...

Einigt euch! denn einsam schleicht
Heute nur der Dieb —
Doch, wen unser Wort erreicht,
Hat die Menschen lieb.



4.

Märtyrer.

(An einen Freund und Genossen)

Karfreitag, liebes Freundchen,
Erfüllt mich stets mit Weh,
Seh' ich im Heilandswerke
Auch mein Gethemane...

„Denn es gibt kein Entrinnen!“
Sagt sich ein ganzer Mann,
Der scheinbar gottverlassen —
Dennoch nicht rückwärts kann.

Und was den größten Menschen
In jener Stunde traf,
Das trifft auch uns am Ende,
Mein liebes, dummes Schaf.

Ja, schau' nur liebes Freundchen,
Wir „fliegen“ (oder vielleicht gar):
Wir baumeln einmal „hoch“ —
Doch jene Seelenfluten,
Die leben immer noch!



V.

Selbstbesinnen.

1.

Auf hoher See.

In unbekannte Weiten
Mein Lebensschifflein stieß —
Es blieb mir nur zur Seite,
Was ich — zu Hause ließ.

Die Ferne scheint mir liebeler —
Und einzig dünkt mir nah,
Was ich in bitt'rer Trauer
Jetzt ganz entschwinden sah — —

So wird der rauhe Seemann
Verschlössen im Gemüt;
Nur innen, ganz verborgen,
Jetzt seine Liebe glüht.

Und wie ein keimend Kindlein,
Er nun sie hat gehegt,
Die Sehnsucht nach der — Heimat,
Die sich im Busen regt.

Doch ach, wenn Meeresleuchten
Die Welle ziert bei Nacht,
Ein Seemann mit dem feuchten —
Meerweibchen Hochzeit macht — —

Und scheint der Mond, der bleiche,
Senkt man ihn in die Flut —
Wo er als nackte Leiche
In ihren Armen ruht.

Der Draufschmuck sind Korallen
Und wunderlicher Tand,
Den bei versunk'nen Ballen
Vielleicht ein Taucher fand.

Und die Matrosenlieder
Erzählen voller Gram:
„Dass Einer niemals wieder,
In seine Heimat kam...“



2.

Nachtklänge.

Klänge rauschen durch die Nacht
Sanft und wundervoll . . .
Ach, es ist der Freude Macht,
Die ich meiden soll —

Ja, es ist schon lange her,
Seit ich diese mied —
Und entsagend, tränen schwer
Tönet nun mein Lied.

Tönet in den Jubelchor,
Der von ferne rauscht,
Wenn mein lustentwöhntes Ohr
Gierig hingelauscht.

Und die düst're Melodie,
Die daraus entsteht,
Todesraurig wie noch nie
Durch die Seele geht.



3.

Askeje.

Weißt du, die Lust
Zeugt oft die Schmerzen —
Drum töte den Wunsch
In deinem Herzen!

„Ist es ein Unrecht,
Wenn ich mich freue?“
Gewiß nicht, mein Herz;
Doch denk' an die Reue! —

Denn man kämpft hienieden
Mit feindlichen Mächten —
Das wirst du bald inne
In schlaflosen Nächten!



4.

Renaissance.

(Oder gar — Reinkarnation?)

Prächtig sonnverbrannte Buben,
Seh' ich sie vorüberreiten,
Muß ich bei dem schönen Anblick
In Gedanken dann verweilen.

Und ich sehe dann im Geiste
Uns're eig'nen Knabenzeiten
Als ein Reich der Phantasien
Ernst an mir vorüberschreiten.

Wenn sie rasten, wenn sie jagen,
Wenn sie rennen, wenn sie stampfen,
Daß in strogender Gesundheit
Ihre jungen Leiber dampfen . . .

Wenn sie, fast erhascht — entweichen,
Daß die schönen Augen blitzen,
Die sie, funkelnde Demanten,
Aus dem Zauberland besitzen.

Und wenn sie dann erst beraten —
Mit verdammt gewicht'ger Miene — —
Ist es mir, als ob die Sonne
Auf mein eig'nes Abbild schiene . . .

Doch ich bin ein alter Esel —
Und vom Leben arg bemeistert,
Bin ich für die neue Jugend
Nach dem Tode nun begeistert . . .



5.

Freier Radler.

Ein Reiter kam geflogen
Auf seinem stählernen Ross;
Sein Hengst ist von Stahl und von Eisen,
So zieht er ins Feld und auf Reisen
Von seinem romantischen Schloß.

Sein Schloß ist eine Kaserne
Wo bittere Armut wohnt;
Drum reitet er so gerne
Mit seinem Gaul in die Ferne
Wo noch die Freiheit thront.

Im hohen Tannenwalde
Da kehrt er öfters ein;
Er will sich mit Staub nicht besudeln,
Drum geht er nicht in Rudeln,
Er reitet ganz allein.

Der schönsten Waldeseife
Wirft er sich dann in den Schoß –
Von Gold ist ihr feines Geschmeide,
Ihr Teppich von Samt und Seide –
Sein Gaul liegt auch im Moos.

Doch endlich kommt das Scheiden;
Es bleibt ihm keine Wahl...
So ritt er wieder von dannen,
Dieweil die Tränen rannen
Beim letzten Sonnenstrahl.

(Und morgen wieder an eine
unbefriedigende, lieblose Arbeit!)



6.

Klares Wasser.

Weiß ein Kind im Wald
wo die Quelle fließt,
über Klippen springt,
sich ins Tal ergießt:

Dürstet es dann sehr,
geht es meilenweit,
labt sich an dem Quell,
schwimmt in Seligkeit
dann bei frischem Wasser.

Als ich durstig war
und dann gottseidank
bei dem Labequell
lehzend niedersank:

O, da weitet sich
was vorher verschrumpft,
und ich bin noch nie
sonderlich versumpft
bei dem klaren Wasser!



7.

Träumerei.

Auf steilem Berge sitze ich
Im Abendsonnenstrahl — —
Und schicke also tiefbewegt
Die schönsten Lieder ins Tal.

Es schleicht der stille Abend mir
So sachte ins Gemüt;
Der lange Tag ist ausgelebt,
Und weiter uns Gott behüt'.

Wir haben lang genug gekämpft
In heißer Sonne Brand,
Und legen unser Menschenlos
In eine andere Hand.

Nun kommt die Nacht, die stille
Die sanft hernieder sinkt, [Nacht,
Wenn ferne noch am Horizont
Die scheidende Sonne winkt.

Die Sonne blüht wie letzter Gruß,
Und doch als ob sie mahnt',
Dass sie uns durch die finstere Nacht
Den glühenden Morgen bahnt.

Und überm Sinnen schlaf' ich ein,
Bin mählich eingenicht;
Die Nacht, die schöne schwarze Frau,
Hat mir den Mantel geschickt.

Ich hüll' mich ein, ich wandle gut
In diesem losen Gewand,
Und komme unversehens nun
In ein bekanntes Land.

Doch ist es nicht von dieser Welt!
Es war ja stets im Schlaf,
Wenn fern von aller Erdenqual
Das schöne Land ich traf.

Ich walle nieder, walle auf
Im unermesslichen Raum,
Bewundere die Früchte all
Am ewigen Lebensbaum.

Es sind die Sonnen, sind die Stern'!
Bei ihrem gewaltigen Glanz
Verschwindet wie ein Luftballon
Die kleine Erde ganz.

Auf einem Berge sitzt ein Mann,
Der Geist scheint ihm entrückt;
Ich habe als Titane mich
Zum Wesen niedergebückt.

Es grunzelt friedlich, und es tickt
Sein Herz so treu und lieb,
Das bei dem kleinen, schlafenden Mann
Die ganze Maschine trieb.

Nun schaut' ich ihm ins Angesicht —
Und hab' geweint und gelacht:
Es war mich selbst! ich hatte mich nur
Im Geist davon gemacht.

Da zieht mich Mitleid sonderbar
Zu diesem lieben Mann,
Den ich auf seiner Erdenbahn
Noch nicht verlassen kann.

Ich schlüpfe also schnell hinein,
Und gähne lang und tief,
Wie Einer, der die ganze Nacht
Am freien Himmel schlief.

Ob schon ich wieder bin erwacht,
Greift mich die Sache an —
Der denkende Mensch, die ganze Welt,
Die Sonne auf ihrer Bahn!



8.

Sommernacht.

Die Nacht sitzt so sinnend, die Nacht sitzt so still
An einem plätschernden Bache;
Ein altes Gehöft beim Pappelbaum,
Dort guckt der Mond überm Dache.
Der Tag hat versummt, das Lied verstummt,
Es schweigen die Vögel und Grillen.
Am plätschernden Bache sitzt die Nacht
Um ihre Blut zu stillen.

Und durch die ganze Kreatur
Zieht es so leis, so leise;
Sie träumt vom ewigen Werdegang,
Es ist eine alte Weise.
Ist älter als die Menschen je
In der Berechnung träumen;
Sonst fragt die Fische in dem Bach
Und Vögel auf den Bäumen.

Ihr Ahnen ist so wunderbar.
Sie folgen den Gefühlen,
Wenn Wissensdurst und Zweifelsucht
Im Menschenhirne wühlen...
Doch endlich wird sich auch die Nacht
Auf uns're Sinne senken,
Und den gequälten Menscheng Geist
Ins Land der Träume lenken.

Im Reich der Träume ist allein
Der letzte Trost zu finden,
Wenn mählich dann in Nacht und Eis
Die Sommertage schwinden...
Die Pappel trifft sobald der Sturm;
Die Hütte wird zerfallen.
Was bleibt nach Jahren dann zurück
Von diesen Menschen allen?



9.

Ewiges Sehnen.

Ob ein Klang mir ertönt, den ich längst nicht mehr hörte;
 Ob der Zug in die Welt mir die Sinne betörte;
 Ob das Heimweh mich lockte auf heimische Flur:
 Es bleibt doch das ewige S e h n e n nur.

Beständige Unrast, ein Locken statt Frieden,
 Ist uns im irdischen Leben beschieden.
 Und unser Sehnen — bei Treffern und Nieten?
 Was uns die Erde niemals kann bieten.

Bin wieder zu Hause und wandle auf Wiesen,
 Die meine feurigste Sehnsucht gespiesen —
 Doch such' ich die Lieben auf diesen Fluren,
 Und finde nur — längstverwehte Spuren.

Ich folge den Spuren auf einsamen Wegen;
 Da kommen mir dunkle Schatten entgegen —
 Da packt mich plötzlich ein heftiges Weh:
 Ich fühl' mich verlassen, wohin ich auch geh'.

Mich fröstelt . . . Ein namenloses Gefühl
 Durchbebt mich; die Nacht wird kühl.
 Wie Todessehnen über die Matten
 Lautlos einher huschen die Schatten.

Sie nehmen Gestalt an, schaffen und weben;
 Bis sie in weite Ferne entschweben — —
 Zu meinen Füßen murmelt die Quelle:
 „Was willst du, was willst du, armer Geselle?“



10.

Herbst.

Nicht im Sommer, in den schwülen
 Tagen, die vorüberjagen,
 Kannst du deine Sinne fühlen.
 Erst wenn Herbsteslüfte wehen,
 Wirst du in die Ferne sehen,
 Klarer als noch nie zuvor.

Und was längst verweht, vergessen,
 Ueberwunden und verschwunden,
 Wirst du mit dem Geiste messen.
 Und du siehst in blauen Weiten
 Einen wilden Jäger reiten
 Nach dem Glück, dem losen Glück.

Also schau' vom fahlen Hange
 Weiter stets ich nach dem Reiter:
 Eis der Blick, versteint die Wange.
 Nur des Herzens dumpfes Beben
 Das verrät noch heißes Leben
 In der armen Menschenbrust.

Ja da drinnen war das Jagen
 Wilder als des Herbstes Wilder,
 In den heißen Sommertagen!
 Doch den Reiter sieht man wenden —
 Und sein stolzes Ross verenden
 Mitten auf dem grünen Plan.

Und ich folge nun auf fahlen
 Fluren meinen eig'nen Spuren
 Bei den letzten Sonnenstrahlen . . .
 Doch die Wehen und die Wunden
 Hat mein guter Geist verbunden
 Als der Sturm ins Land gefegt.

Und nun steht er auf dem Gipfel!
 Trauerweiden auf den Heiden
 Sind der fahlen Bäume Wipfel.
 Mög' es heulen, mög' es wüten,
 Wird mich doch mein Gott behüten
 Wenn der Herbst mein Laub verweht.



VI. Allein.

1.

Bedenken.

(We are seven — —) *

* Jrgendwo in England spielten Kinder auf dem Grabe ihres Schwesterleins Ringelreihen, Ringelreihen!
„Wir sind unser sieben, mit dem Hännchen im Himmel“, sagten sie einem verwunderten Fremden. . .

In den Kindern liegt die Zukunft! Eltern können hoffen, hoffen, Sind sie auch vom sichern Tode Mitten in die Brust getroffen.	Möchte selber noch geliebt sein, Wie vor vielen, vielen Jahren, Als der Vater und die Mutter Beide noch am Leben waren.
Nur ich habe keine Kinder! Bin so ganz allein auf Erden; Und ich möchte gar so gerne Selber noch — zum Kinde werden.	Als wir traut in der Familie Manche frohe Stund' verlebtan, Bis der Eltern treue Stimmen Dann im letzten Wort erbebtan.

„Ja, den Kindern ist die Zukunft!“
War ihr letztes, letztes Hoffen;
Und ihr felsenfester Glaube
Hat mich tief ins Herz getroffen!

*

Und nun sind sie längst gestorben! Soll ich mich in Trauer hüllen? Nein, ich möchte nur so gerne Ihre Hoffnung noch erfüllen.	Darum muß ich schaffen, streben, Muß ich weltverlassen dichten, Um der treuen Elternliebe Noch ein Denkmal zu errichten.
Darum muß ich drauf verzichten A n d' r e s Hoffen zu erwecken — Will ich vorerst meiner Eltern Heiligsteuren Wunsch vollstrecken.	Und wenn ich so einsam bildne, Mit dem Meißel, mit dem Hammer, Treten meine Eltern leise In die Junggesellenkammer.

Und ich kann mich wieder freuen,
Wie vor vielen, vielen Jahren,
Als wir in der trauten Stube
Alle noch beisammen waren.



2.

Mein Los.

Wenn ich noch selbst in Ketten bin,
Soll ich die Last vermehren —
Und mit der Sorge um die Brut
Noch meinen Kampf erschweren?

Weil ich von Jugend Sklave bin,
Soll ich mich nicht befreien?
Und meinen wilden Freiheitsdrang
Am Ende noch bereuen?

Nein, nimmermehr! und würd' ich auch
Belächelt von der Masse;
Ich ziele nicht auf Quantität —
Mir imponiert die Masse!

Drum will ich diese immerfort
An mir zuerst verbessern;
Drum kämpf' ich für die Freiheit erst
Mit Zähnen und mit Messern.

Drum hab' ich wie ein freier Mann
Gestritten und gemeutert
Und den versteckten gold'nen Kern
Im Kampfe erst geläutert.

Doch ist die weiße Larve mir
Verdorrt in Sturm und Feuer —
Bekreuzt mein schönes Liebchen sich
Vor diesem Ungeheuer . . .



3.

Hartes Ziel.

So manches Mädchen liebte ich So flüchtig auf den Gassen; Ich mußte sie nach kurzem Gruß Dann wiederum verlassen.	Wir liebten uns dann durch den Blick, Und ferne in Gedanken; Ist es auch hart: ich durfte nicht Von meinem Ziele wanken.
--	---



4.

Kein Weib — ein Mann.

„Solang du noch in Ketten bist, schließ keinen Ehebund.“

„Kein Weib! wo du ein Mann mußt sein!
 Das Weib die Tatkraft lähmt!
 Ins Leben stürze dich hinein
 Von Liebe unbezähmt.
 Erstickte ihre dumpfe Blut;
 Dein warmes Herz genügt!
 Das sich nicht mit der armen Brut
 Ins harte Leben fügt.“

„Kein Weib!“ das hab' ich mir gelobt,
 Solang ich noch nicht frei!
 Mein schwerster Kampf hat nun vertobt,
 Die Jugend ist vorbei —
 Manch schönes Mädchen blickt nicht mehr,
 Das mich so froh begrüßt — —
 Und das mein hartes Streben schwer
 Und schuldlos mitgebüßt.

Kein Weib — ein Mann steht nun allein
 Und dünkt sich noch ein Kind —
 Weil Liebe, Lust und Sonnenschein
 Spurlos vorüber sind — —
 Welch Gegensatz! das Herz so jung,
 Der Geist so früh gereift!
 Und dennoch nicht den kühnen Schwung
 Der Jugend abgestreift!

Ein g a n z e r Mann kehrt sich nicht dran,
 Daß er ein Herz im Leib —
 Ein Mann sei immerhin ein Mann,
 Und nicht ein schwaches Weib!
 Die Freiheit ist mein hartes Ziel,
 Und Wissen ist mein Glück —
 Da hält mich auch das Saitenspiel
 Und Liebe nicht zurück!



5.

Sehnsucht — —

Sag an, was soll der Gram?
 Was soll das stille Sehnen?
 Was tief im Herz verschlossen war,
 Es sucht' sich auszudehnen?

Es drängt sich an die Luft
 Das heimlich-stille Gären,
 Und möchte heil'ge Liebe noch
 Empfangen und gewähren? —

War es mir stets versagt
 In meinem Kämpferleben;
 Doch eine heil'ge Mission
 Möcht' ich noch weitergeben:

Ich möcht' mein Leben noch
 In and're Herzen tauchen,
 Die in dem schweren Lebenskampf
 Ein Heiligtum gebrauchen.

Wer schwächer noch als ich,
 So einsam und verlassen —
 Möcht' ich mit meiner Seelenkraft
 All-liebend noch umfassen.

Und mich in ihnen s e l b s t
 V e r j ü n g e n und erhalten;
 Und vor des Lebens Werdegang
 Noch meine Hände falten.

Und Liebedank und Erben möcht'
 Ich mir auf Erden setzen,
 Die meine teure Leiche einst
 Mit ihren Tränen nehen.



6.

Nachlaß.

Ich hab' das Volk geliebt,
Das Wissen und das Kämpfen;
Jetzt wird die trübe Einsamkeit
Mir meine Freude dämpfen.

Ich hab' fürs Volk gelebt,
Und mich dabei vergessen —
Und hab' ein liebedurstig Herz
In meinem Leib besessen — —

Jetzt wird die Einsamkeit
Mein einziger Begleiter;
Man hat mich längst vergessen schon,
Und geht gelassen weiter.

Doch diese Blätter schreib' ich noch
Zu ewigem Gedenken.
Dann mög' man meinen müden Leib
Ins kühle Grab versenken.



7.

Unerkannt, aber trotzdem!

Ich liebe dich, ich liebe dich!
Du brauchst dich nicht zu rühren;
Und nicht einmal den Namen brauchst
In deinem Mund zu führen.

Ich liebe dich, ich liebe dich!
Du brauchst mich nicht zu kennen —
Und nicht einmal beim Namen brauchst
Du freundlich mich zu nennen.

Denn diese Lieb' ist unberührt —
Ich hab' sie nie genossen — —
Und habe doch unendlich dich
Mit Liebe übergossen.



8.

Der müde Kämpfer.

Das stete Kämpfen macht mich müd',
Ich werde bald marode
Ich weiß, ich siege lebend nie —
Ich siege nur im Tode!

Erst kürzlich noch so kerngesund!
Und nun ein Gliederreißen,
Daß ich mich nicht mehr rühren kann —
Das will schon etwas heißen!

Im Traume ist mir öfters dann
Ein treues Weib erschienen;
Daß sie mich liebt, herzlich liebt,
Sah ich in ihren Mienen.

Sie reicht mir dann zu essen gar —
Mit kunstgerechtem Griffe
Die Medizin. Den Nachttopf, daß
Ich nicht daneben schiffe.

Und schließlich wurde ich gesund.
Vom Schwitzen, nicht vom Träumen!
Doch — wie lange soll' ich mich
Gegen 's Sterben bäumen?

Denn bin ich tot, bin ich einst tot,
So geh' ich heim zur Mutter —
Auf dieser Welt da bin ich ja
Doch nur Kanonensfutter.



9.

Ich fürchte nicht...

Lieber Tod, ich fürchte nicht
Deine schwarze Klaufe,
Denn in Nacht und Nebel war
Stets ich ja zu Hause.

Früher wollte ich den Flug
Hoch zur Sonne wagen —
Doch, daß ich noch unten bin,
Brauch' ich nicht zu sagen.

Tod, du nimmst mich sicher einst
Mit den dürren Armen;
Aber bette mich gelind,
Hab' mit mir Erbarmen!



10.

Das Grab im Walde.

Freunde, schaufelt mir mein Grab
Bei den grünen Tannen,
Um mich in mein Element
Sterbend doch zu bannen!

Denn die Tannen hab' ich lieb,
Und ihr würz'ges Dufsten.
Lieber in der Einsamkeit
Als bei reichen Schufsten!

Stürb' ich doch im freien Tann!
Aber zu — verrecken,
Wie ein Stier ins Joch gespannt,
Würde mich erschrecken!



VII.

Philosophie.

1.

Gott und Natur.

Motto: „Natur ist fühllos, ohn' Erbarmen!“

Sonntag! Die Kirchenglocke mahnt.
Doch wer das Leben versteht oder ahnt,
Schweift dann in Wald und Feld und Flur,
Um am ehernen Gang der Natur
Zweck und Ziel zu ergründen.

Denker und Dichter sind gerne allein,
Fliehen den brennenden Sonnenschein,
Fliehen der Menschen wechselndes Glück,
Kehren zur stillen Natur zurück
Einsam im düsteren Walde.

Wie ich so wandre und wie ich so geh',
Plötzlich ein lebendes Knäuelchen seh';
Dicht vor den Füßen, ich mache Halt,
Prüfe die huzlige Jammergestalt:
„Kleiner, winziger Vogel!“

Vöglein im Walde, wie wird mir so weh,
Wenn ich dich hilflos am Boden seh';
Klein und so fein und so traurig dazu:
Schnell auf die Seite, sonst tritt dich der Schuh
Unvorsichtiger Menschen!

Bette dich also ins kurze Gras.
Vögelein, Vögelein, zirpest du 'was?
Bist wohl vom Baum gefallen? Verflucht!
Und dein liebes Mütterchen sucht
Dich vergebens im Walde — — —

Wanderer, ahnt ihr ein heißes Gebet,
Wenn ihr das ängstliche Vögelein seht?
Habt ihr Verstand, und habt ihr Gefühl? —
Fort, nur fort! mir wird es zu schwül
Selbst im schattigen Walde.

Kaum noch beseelt im schlummernden Lied,
Liegt es verwest im Moos und im Kied . . .
So wird das Leben gehegt und zerstampft
Bis die feuchte Erde dampft — —
Drüber Blümlein sprießen

*

Wäre nun etwa der Blume Duft
Auferstehung über der Gruft?
Gütiger Gott! doch sagt mir einmal,
Aber wozu denn zur Not und zur Qual
Fühlende, denkende Seelen?



2.

Bibelworte.

„Daß kein Sperlingfall' vom Dache,
Dhn' es sei so Gottes Wille“ —
Ach, es ist mit der Idylle
Eine eigne Sache —

Sollt' man denn das blinde Walten
Der Naturkraft in dem Sturme,
Und sein Heulen auf dem Turme,
Für die Gottheit halten?

Ist ein allbarmherzig Wesen,
An dem Tod der armen Späken,
Oder sind allein die Käken
Daran schuld gewesen?

„Wunderbar sind Gottes Wege“;
Diese Antwort scheint vermessen —
Wahrlich selbst auch Vögel fressen
Späken zum Belege.

Und die heuchlerischen Schlangen
Weten dann auf ihre Weise, —
Um als gute Leckerspeise
Vögel abzufangen.

Selbst ein Tiger, für die Jungen,
Hat die blutbefleckten Pranken
Oft mit gierigen Gedanken
Im Gebet gerungen.

Weh', da mag es schaurig schallen,
Wird er dann im tiefen Schilfe,
Und mit „Gottes weiser Hilfe“
Lämmer überfallen!

Denn die Tigerjungen dürsten
Von Natur nach fetten Hammeln,
Und sie flehen und sie stammeln
Auch nach Minderwürsten.

„Und der Herr beschert die Nahrung!“
Aber oft auf Kosten andrer —
Das weiß auch der Erdenwanderer
Leider aus Erfahrung — — —

*

Daß das Recht in aller Stille
Wird erdroffelt von der Meute —
Daß das Lamm des Tigers Beute — —
Ist das Gottes Wille?



3.

Kampf ums Dasein.

Daß die Menschen lachen, leiden —
Und im Erdenleide weinen,
Das wär' öfters zu vermeiden —
Doch verzwickter will mir scheinen:

Daß des Daseins wilde Kämpfe
Keine Kreatur verschonen —
Selbst nicht einmal die Mikroben,
Die in unserm Körper wohnen.

Denn sie sterben an dem Giftrank,
Diese kleinsten Lebewesen,
(an der Medizin der Menschen)
Denen wir ein — Gott gewesen...



4.

Mikro-Kosmos und Makro-Kosmos.

Menschenflugheit! Deiner Rache
Unterliegt zumeist das Schwache!
Aber — auch die Millionen
Kleinsten Lebewesen schonen
Nicht den klugen Menschen!

Und die Mikrokokken fressen
An dem Menschen wie besessen!
Bis er seine Güte wendet —
Unglück und Verderben sendet
Für die kleinen Sünder.

Sich der Feinde zu erwehren,
Führt man so den harten, schweren
Daseinskampf! — Ist der milde
Gott mit seinem Ebenbilde
Ebenfalls im Kampfe?



5.

Schicksal.

Schicksal, deine größte Noheit
Ist nicht Strafe oder Rache;
Denn die Schuldigen zu strafen,
Wäre ja der Zweck der Sache!

Aber nein, der Väter Sünde
Dit die kleinen, unschuldvollen
Kinder nun mit ekler Seuche
An dem Leibe süßnen sollen.

Ah, man sieht ja wohl die Wirkung;
Und der Grund liegt klar zu Tage;
Aber ob es auch gerecht sei —
Das ist eine andre Frage.

Schicksal, weil du oft so herzlos,
Ach, das läßt mir keine Ruhe —
Aber schiebt nicht jede Untat
Unserm Herrgott in die Schuhe!



6.

Resignation.

In der Bibel und im Leben
Sind so viele schöne Seiten,
Und in Wort und Tat daneben
Viele Unbegreiflichkeiten.

Will das Schicksal uns vernichten,
Ach, so müssen wir uns dulden —
Und uns immer danach richten,
Daß wir's — selber nicht verschulden.



7.

Enthüllte Wunder!*

Wellen sprechen! Schranken brechen!
 Hirne leuchten, wie in feuchten
 Matten Nebellichter —
 Und zum weisen Manne wird
 Nun der Fabeldichter.

Blicke zucken, und erhellen
 Viele rätselhafte Stellen
 In der Schöpfungsfage —
 Was ist Raum, und was ist Zeit?
 Ist die große Frage.

Schläfer sehen! und Gespenster
 Schauen durch die Augenfenster
 Dann in ihr Gehirn:
 In das größte Wunderwerk
 In der Menschenhirne.

Und die größten Denker träumen,
 Von den Pflanzen und den Bäumen,
 Von der ersten Zelle —
 Ungeheure Zeit durchheilt
 Die Gedankenwelle.

Wassernixen und die Drachen
 Sind nun anerkannte Sachen;
 Ja, sogar die Bibel —
 Denn man läutert und erklärt
 Diese alte Fibel.

Wie die Schöpfung lebt im Traume —
 Lebt die Blume auf dem Baume,
 Gottes Geist im Leibe —
 Und die Kreatur versüngt
 Ganz im schwachen Weibe.



* «Impavidi progrediamur!», „Unverzagt vorwärts!“, hat der große Forscher Ernst Haeckel siegesgewiß ausgerufen!

Und doch — war er nicht ganz der rechte Mann hierzu, weil er die höchsten Wunder, die Seelen-Wunder, gar nie erforschte, sondern einfach a priori leugnete und — soweit er sie bestehen ließ — nur als mehr oder weniger grobmaterielle Neufürungen des vergänglichlichen körperlichen Organismus hinstellte. —

8.

Ignorabimus!*

(Trotz aller Entdeckungen, die noch in Aussicht stehen!)

* „Wir werden es niemals ergründen!“, berüchtigt gewordener Schluß einer Rede des bekannten Berliner Professors der Physiologie Du Bois-Reymond, über die Grenzen des Naturerkennens.

Niemals wird enträfelt werden
 Unser Leben hier auf Erden
 Durch die menschliche Vernunft:

Denn es ist ja selbst die Frage
 Und das Rätsel aller Tage,
 Wie der „Stoff Vernunft bekam“.

Doch wir hören und wir sehen,
 Fühlen auch der Lüfte Wehen.
 Und warum, das wüßt' man nicht?

Traum! wir denken und wir wissen,
 Um das erste zu vermessen:
 Wie denn unser „Körper denkt“!

Ist es auch kein leerer Glaube,
 Daß dem todgeweihten Staube
 Hohes Leben innewohnt:

Doch den Ursprung zu erfassen,
 Darob wird der Geist verblassen,
 Der aus diesem Leben sproßt!

Ob die Seele, der Gedanke,
 Dann aus ihrer eig'nen Schranke
 Mit dem Tod des Leibes tritt?

Oder ob sie nur zum Zwecke
 Für die kurze Lebensstrecke
 Das Vergänglichliche beseelt??

— — — — —
 — — — — —

Niemals wird es uns gelingen
 Je den Anfang von den Dingen
 Und das Ende abzusehn.

Niemals wird uns hier auf Erden
 Wöllige Gewissheit werden,
 Niemals! ignorabimus!



9.

Mein Glaube.

Und fehlt uns die Gewissheit auch:
 Ich glaube doch stets an das Gute;
 Erkenn' in der Liebe unsterblichen Geist,
 Und auch im Opfermute.

Ich glaube! und verdamme nicht
 Die sich verbittert bescheiden,
 Gezungen, wie der Erde Glück,
 Auch den Himmel zu meiden —

Und glaub' ich selbst nicht alles mehr —
 Ich hoffe für sie das beste:
 „Die Letzten werden die Ersten sein
 Beim himmlischen Erntefeste“.

Ich achte jegliches Gefühl;
 Und spotte nur jener „Frommen“,
 Die, wie ein Kamel durchs Nadelöhr,
 In den Himmel kommen.

Der Kirche lasse ich den Trost —
 Und raube ihn nicht den Kranken,
 Die, wie Pilger aus fernem Land,
 Durch dieses Leben wanken.

Ich glaube an die Urkraft auch —
 Sogar an das ewige Leben — —
 Weit über vergängliche Welten hinaus
 Geht mein heiliges Streben!



10.

Mächte des Guten und Bösen.

Zwei starke Mächte regieren die Welt,
 Die Mächte des Guten und Bösen,
 Und mitten steht dein Wille drin;
 Der soll dich — selber erlösen!

Die Macht des Guten ist geistiger Art;
 Die Macht des Bösen, die Sünde —*
 Und daß sie überhaupt existiert,
 Hat seine besonderen Gründe — —

Gewiß! ein Gott hat das Uebel gesetzt!
 Und zwar von außen und — innen!
 Dafür hat er uns mit Vernunft bedacht,
 Daß wir uns zur Abwehr besinnen.

Wir leben nicht im Schlaraffenland —
 Wir müssen kämpfen und — beten;
 Wir können den Himmel, oder, nach Wunsch,
 Auch fröhlich — die Hölle betreten!

Der Weg zum Himmel, der ist weit — —
 Zur Hölle gelangt man leichter;
 Die himmlischen Lehren sind schwer und tief —
 Die — andern dagegen leichter — —

Und eigentlich liegt es klar auf der Hand;
 Wir können beliebig wählen:
 Uns gehen lassen! oder dann auch
 In stetem Kampfe uns stählen!



* Sünde ist Sinnlichkeit, das heißt Herrschaft der niederen, Leiblichen, tierischen Triebe des Menschen.“ (Dekan Weitbrecht.)

11.

Lebenszweck.

Menschenleben, Erdenleben,
Bist vom Schöpfer uns gegeben,
Daß wir lieben, kämpfen, hassen,
Bis die Erde wir verlassen;
Bis wir durch den Kampf auf Erden
Schließlich ganz gereinigt werden.

Und in höhern Regionen
Werden dann die Seelen wohnen.
Schon die Weisen und die Alten
Haben zu dem Spruch gehalten!
Magst dich sträuben, magst dich wehren,
Wird dich doch der — Tod bekehren!

Ja, das wunderbare Leben
Hat sich selber recht gegeben —
Sind von Denkern auch und Spöttern
Wir befreit von Kirchen göttern:
„Von den Menschen zu den Sternen
Gibt es vieles noch zu lernen!“



12.

Terra incognita.

(Unbekanntes Land: unerforschtes Gebiet.)

„Als jahrelanger Feind des Spiritismus habe ich doch vor den Tatsachen meine Meinung ändern müssen und bin ein Sklave der Tatsachen geworden, obwohl ich mit den Theorien und Hypothesen der Spiritisten noch nicht einig werden konnte...“

(Der berühmte Gelehrte und Sozialdemokrat Professor Dr. med. Cesare Lombroso an den Journalisten und Schriftsteller Cesare di Vesme.

Turin, den 21. Sept. 1897.)

Trotz dem gesunden Menschenverstande*
Zog ich in arg verschrieene Lande,
Um, was Spiritisten stammeln,
Kritisch zu prüfen und zu sammeln.

Denn ich las von großen Gelehrten,
Die sich doch schließlich zum Glauben bekehrten.
Was sie verbürgen, was sie berichten,
Sind merkwürdige Spufgeschichten.

Medien wirken im „Reiche der Geister“
Fast als moderne Herrenmeister!
Meist sind es Kräfte der irdischen Seele,
Was ich mir nicht im geringsten verhehle.

Doch man zieht nun die Hypothesen
Ueber der Seele tiefinnerstes Wesen,
Und der Forschung zwingende Schlüsse
Sind für die Wissenschaft harte Nüsse...

*

Als ich mich früher nach innerem Streite
Ganz von dem „Wahn“ und dem Glauben befreite,
Hatte ich Ruhe —; doch schon wieder regen
Sich — todgeglaubte Geister dagegen!

„Erdgeboren — und wieder zu Staube“,
Das ist gewiß der natürliche Glaube!
Was ich mir aber vom schaffenden Geiste
Niemehr zu behaupten erdreiste...

* „Der „gesunde Menschenverstand“ kann nicht die letzte Instanz sein, da dieser „gemeine Verstand“ unermögend ist, über die Beispiele seiner eigenen Erfahrung hinauszugehen.“ (Kant.)

Nicht, daß es mir nun auf einmal am Mute
Fehlt' — wenn man mir zu glauben geruhte — **
Nein, ich bin stets noch der freie Denker;
Doch mit — Tortur, da geht mir zum Henker!

Denn es ist schließlich das gleiche Gelichter,
Pfaffenverdikt, oder — Herrenrichter!
Doch es schreckt mich in keiner Weise
Vor der oben erwähnten Reise.

*

Und ich folge in ferne Gefilde
Jener mutigen Forschergilde,
Um vom sinnenverborgenen Leben
Selber ein wenig den Schleier zu heben.

Was wir auf diesem Gebiete besitzen
Ist wie ein Büschel von seltenen Blüten;
Diesen kann's leuchten, andre wird's — blenden;
Denn man kann sie beliebig verwenden.

Daher schwagen die Laien ganz lose
Höchstens von einer verrückten Hypnose —
Selbst die berühmtesten Professoren
Hätten dabei die Besinnung verloren.

Forscher von wissenschaftlichem Rufe
Werden verspottet zu diesem Behufe;
Worte, wie: „bei getrübttem Verstande“,
Oder „verrückt“, verstehn sich am Rande.

Und warum denn die wütende Hehe?
„Ach, man durchdringt die bekannten
Und ihr seht euch erbittert zur Wehre [Gesetze!]
Für die — materialistische Lehre...“

*

Zweifler, ihr müßt euch einfach gedulden,
Wenn wir euch solchen Aerger verschulden;
Werdet ihr sehn — ihr werdet „begreifen“,
Und euch nicht mehr auf's Leugnen versteifen!



** „Aus der Notwendigkeit, bei jeder Behauptung immer etwas als wahr vor-
auszusetzen, ergibt sich, daß einem Menschen, welcher alles leugnet, nichts
erwiesen werden kann.“ (Gustav Struve in „Die letzten Gründe aller Wahrheit.“)

13.

Wahrheiten.

„Eine Sache scheint wahr, weil wir sie oft gesehen, aber keineswegs weil
wir sie verstanden haben; denn alle Naturerscheinungen sind unbegreiflich.“

(Prof. Dr. Rich et, „Nobel-Preis“-Träger.)

*

„Wer an den künftigen Fortschritt so gewiß glaubt, als an den bestän-
digen Fortschritt in der Vergangenheit, der muß a priori die Existenz von
Erscheinungstatsachen zugestehen, welche unsern Theorien widersprechen.“

(Dr. Carl du Prel, bekannter philos. Schriftsteller.)

*

„Schon die Naturwissenschaft zeigt, daß sie transzendente Hypothesen
gar nicht entbehren kann. Hat jemand jemals ein Atom oder eine Kraft oder
eine Entelechie wahrgenommen? Wer kennt die Materie oder den Aether?“

(Prof. Dr. D. Dörner, jun., bekannter „Vermittlungs-Theologe“, prof.)



14.

Ueber Fortentwicklung „Entelechie“.

(Das Prinzip des Lebens und der Entwicklung.)

„Die T ä t i g k e i t eines Baumeisters (hier etwa: der zweck- und ziel-
bewußten Lebenskräfte) hängt von dem Dasein von Ziegelsteinen ab, (hier:
von der menschlichen Körperlichkeit), ohne daß aber jemand sagen wird, das
Dasein des Baumeisters sei eine „Funktion“ der Steine.“

(Hans Driesch, Naturphilosoph.)

*

Ueber die Vorexistenz der Seele.

„Gewiß gibt es eine Präexistenz der Seele; sonst wäre ja nichts beseelt. Das Anorganische wäre anorganisch geblieben, und nicht durch die organisierende Kraft der Seele (Weltseele) organisch geworden. Aber ich bestreite, daß eine persönliche Seele von Anbeginn präexistierend war; denn das Allgemeine ist das Primäre, und das besondere erst das Sekundäre. — Dagegen glaube ich an eine Seelenwandlung!“

Der Verfasser.

*

Immer vorwärts!

„Der Menscheng Geist hat — wie der Sohn oft seinen Vater geistig übertrifft — nicht nur seinen Vater überholt, sondern „sich selber“ seine materiellen Organe oder Instrumente des Geistes: die Sinne. Denn schon hat er künstliche physikalische Instrumente geschaffen, die die Sinneswahrnehmungen weit übertreffen. So kann man wohl sagen: der Geist, der Gedanke, nährt sich vom Materiellen; aber er kann weit darüber hinausgehen.“ — —

Der Verfasser.

*

„Ein begrenztes Maß des Wissens führt von Gott hinweg; ein erhöhtes Maß des Wissens führt uns wieder zu Gott zurück.“

Newton.

*

„Wir kennen das Leben nicht; wie können wir wissen, was der Tod ist?“

Confucius, 551 vor J. E.



Schlußwort

in nüchternen Prosa.

Wie die nüchterne Prosa des täglichen Lebens, so sollen auch meine Schlußworte sein. Auf der harten, festen Erde sollen sie fußen und nie den Boden unter sich verlieren. Und vorerst das Zunächstliegende und Dringlichste umfassen. Eben das tägliche Leben!

Da ertönt allerorten ein wilder Lärm und ein Geschrei. Bald ist es das polternde Geschrei derer, die rücksichtslos und hochmütig auf ihre — momentane — körperliche oder geistige Ueberlegenheit pochen. Ihm folgt das empörte Wehgeschrei der Schwachen und Unterdrückten (das aber vorerst nicht viel zu bedeuten hat).

Bald ist es das Wutgeschrei der Ueberschlauen und Ueberschlechten, die sich in ihren Erwartungen nun dennoch getäuscht sehen — —

Und endlich ist es hin und wieder auch das gewichtige — erst jetzt „öffentlich und offiziell“ beachtete und registrierte — Klagegeschrei um einen ehemaligen Ganzgroßen, der von der Menge erdrückt wurde und nun selber „nicht mehr mitsprechen kann“, wie die Amerikaner sagen — —

Das nennt man den Kampf ums Dasein, der soviel Lärm macht. Da erhebt sich bei den Vernünftigen doch schließlich die große Frage: „Jeder gegen Jeden?“, oder „Alle für Alle?“ —

Und das nennt man heutzutage ganz allgemein die „Soziale Frage“, die sich in dieser klaren und unzweideutigen Fragestellung ja selber beantwortet.

Deshalb bin ich eben aus praktischer und vernünftiger Ueberlegung Sozialist. Ja gewiß, Sozialist! In des Wortes wahrster und arglosester Bedeutung.

Und bedeutet der Sozialismus für uns auch erst ein weites und hohes Ziel — wir wollen und wir sollen wahre Sozialisten werden!

Sozialisten, die — wie bei einer guten Familie, bei aller Gemeinschaftlichkeit — doch gerechter- und vernünftigerweise auch nie die ungleichen Neigungen und Fähigkeiten verkennen und in die nämliche Form pressen wollen in ihrer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Einer Gesellschaftsordnung, die — aus dem Willen und der Erfahrung der Volksmehrheit hervorgegangen — begreiflicherweise alles andere sein wird, als das Zerrbild von Kasernenstaat mit Erötung der Person und allem, was ihr lieb und teuer ist, wie es unsere unehrlichen oder überängstlichen Gegner an die Wand malen.

Nicht allein gesunde Eigenliebe und die wohlverstandene Selbsterhaltung, in kluger Ausnützung einer Gesellschaftsform mit

geringster Kräftezersplitterung hierzu, sondern vor allem aus auch die jedem angeborene Menschenliebe und das Mitgefühl sollen uns der mächtige Ansporn sein zur Zielsichern, wenn auch nur allmählichen Verwirklichung solcher großen untereinander verbundener wirtschaftlicher Volksverbände.

Sind auch diese Beweggründe weder rein selbstlos, noch rein selbstsüchtig, sondern zusammengesetzter Art, so sind sie doch praktisch und gut, wie das Ziel, das erreicht werden soll.

Und wenn wir dazu auch einen, oder besser noch, zugleich viele ebenso gute und menschlich einwandfreie Wege betreten, so müssen auf einen Schlag auch alle berechtigten Klagen gegen den Sozialismus und seine Vertreter verstummen.

Um das Geschrei derjenigen aber, die sich in ihren unverdienten oder ergaunerten Vorrechten bedroht oder verletzt fühlen, braucht man sich dann wahrhaftig nicht mehr zu bekümmern!

Und wirklich sieht doch jedermann ein, der nicht in strohender Kraft und Verschlagenheit auf Raub ausgeht, oder aber seinen eigennütigen und eigenwilligen Kopf nach törichter Vogelstrauchpolitik furchtsam in den Sand steckt, daß sich der Einzelne notwendig nach der Allgemeinheit richten muß (!), und daß es für ihn sogar sehr vorteilhaft ist, wenn sich die Allgemeinheit plan- und zweckmäßig zu einem sozialen Staat oder zu einer wohlorganisierten menschlichen Gesellschaft zusammenschließt und sich so einrichtet, daß es wiederum jedem Einzelnen darin, ohne Ausnahme, möglichst gut geht!

Denn vereinzelt und ganz auf uns selber angewiesen, wären wir in der modernen Welt macht- und erfolglos, außer wir gingen eben auf die bischen Schleiwegen und würden uns an der Allgemeinheit vergreifen — welchem aber schließlich ein Ziel gesetzt ist! —

Vereint aber sind wir stark und alle gut aufgehoben!

Ganz abgesehen also von irgendeinem — vielleicht auch geistig — armen Teufel von Arbeiter, der angeblich oder auch wirklich „teilen“ möchte, würde sogar auch der Reiche gewinnen als gleichberechtigter sozialistischer Teilhaber des Volksganzen.

Denn da brauchte er nicht mehr vor unerwünschten und unerwarteten Schicksalsschlägen, die ihn etwa in den Arbeiterstand hinab- oder zurückwerfen könnten, zu bangen und zu zittern, weil er auch dort hinlänglich geborgen und geachtet wäre.

Da brauchte er nicht wie ein wildes Tier beständig auf der Lauer zu liegen, um seine zeitlichen Güter — materieller oder geistiger Art — mit Klauen und Zähnen zu bewachen und zu verteidigen.

Da brauchte er sich auch nicht, wie so oft, als Selbstmörder eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er am Ende seiner — nur auf sich selber, nicht auf Gott und die Mitmenschen gestellten — Herrlichkeit angelangt wäre...

So ist der Sozialismus auch wirklich schon vielen Arbeitern und Menschenfreunden eine bodenständige, weltliche Religion, weil er die Menschen erst recht in Tat und Wahrheit verbinden soll.

(Auch sprachwissenschaftlich stammt ja das Wort „Religion“ vom lateinischen „religare“ = verbinden.)

Der Idealtzustand wird aber auch beim Sozialismus, wie bei allen andern irdischen Einrichtungen, praktisch nie erreicht werden können.

Die soziale Frage wird uns daher nie zur Ruhe kommen lassen, solange schwache und unvollkommene Menschen auf Erden wandeln —

Und wenn es zuletzt auch nur noch die schon angetönte Frage wäre, wie man bei der theoretisch einwandfreisten Organisation den tausend berechtigten Sonderheiten und daherigen Ansprüchen oder den unvermeidlichen schädlichen Auswüchsen begegnen sollte —

Was uns aber nicht davon abhalten soll, mutig und gläubig in die Zukunft zu blicken und auf dieser Erde schon stets das Beste zu erstreben.

Und wäre auch eine solche wirklich brüderliche sozialistische Verbindung der Menschen untereinander noch keine im gewöhnlichen religiösen Sinne gedachte „direkte“ Verbindung mit dem großen unbekanntem Gottvater des Weltalls, so wäre sie dennoch eine göttliche Verbindung, weil wir alle Gottes Kinder heißen.

Und damit wäre schon viel erreicht für unser mühseliges Erdenleben. Und ohne Zweifel Gott ein Wohlgefallen!

Wie manche bittere Anklage, die sich in der Verzweiflung bis zum weitestfernen, überirdischen Gott versteigt, würde verstummen, bei gerechtern sozialen Einrichtungen!

Wie manche bittere Träne, die auf die Dauer Leib und Seele vergiften muß, würde versiegen, wenn der Schwache oder der Harmlose auf wirtschaftlichem Gebiet nicht mehr ungeschützt und ungestraft das Opfer des Starken oder Rücksichtslosen werden könnte!

Und wie manche zarte Menschenblume, die ohne Sonne und Licht verkümmern und verwelken muß, würde sich zu nie geahnter Schönheit und Höhe entfalten und Gott lobpreisen, den sie heute in der Verzweiflung verflucht oder an dessen Dasein sie überhaupt nicht mehr glauben kann —

Das nackte Leben erst einmal gewährlässt, statt durch Menschenwillkür und Menschenfügungen unterdrückt und vernichtet; der Menschengeist und die blutige Menschenseele erst einmal anerkannt, statt beschimpft, geleugnet und vollends erbrockelt, würden wachsen, gedeihen und den Glauben und das sichere Wissen ihrer höhern Bestimmung wiederfinden.

Dann erst würden sich Kunst und Wissenschaft zu höchster Blüte erheben und man würde vielleicht ahnen, daß — wie auch der „tote“ Stein nicht vergeht, sondern nur dem Wandel unterworfen ist — auch der Mensch als Einzelwesen nicht vergeht, sondern nur von Geburt zu Geburt in

immer unfassbarere, freiere und geistigere Sphären schreitet.

Von der Mutter Erde, zum winzigen Pflänzchen. Und vom Pflänzchen, zum winzigen Samentierchen, das den heutigen Menschen befruchtet, in abgekürzter Reihenfolge einer jahrmillionenlangen Entwicklungsgeschichte.

Von der gebundenen, finstern Existenz im Mutterleibe, durch den Tod der nährenden und schützenden Hülle, der Placenta, zur Geburt als (dreidimensionales) sehendes und sich aufrecht vorwärtsbewegendes Wesen.

Und von der geheimsten Existenz als Erdenmensch, durch den Tod des entwickelten, hoch organisierten Leibes zur Geburt der, bisher an das Körperliche und Sinnliche gefesselten, geistigen Menschenseele in — für uns jetzt noch — immer unfassbarere und unbegreiflichere höhere Daseinsmöglichkeiten.

Schon hat sich ja die exakte Wissenschaft kühn und erfolgreich auf das Gebiet des fast Außerkörperlichen und Uebersinnlichen vorgewagt. (Ganz abgesehen von der seltenen Beobachtung und Feststellung meist unwillkürlicher, für unsere jetzige Daseinswelt verfrühter und anormaler Neußerungen der reinen Seelenkraft des Menschen über Stoff, Raum und Zeit hinaus, wie sie, abseits von der materialistischen Welt, ganz im stillen von anerkannt größten Physikern und Naturforschern betrieben wurde und — trotz Spott und Hohn der Halbwisser — immer wieder von neuem betrieben wird.)

Aber gerade auf dem Gebiet des sogenannten Außerkörperlichen liegen ja auch für die Physik — man denke zuerst nur an die Elektrizität — die größten Wunder verborgen. Wunder, die wir mit unsern groben Händen weder fassen, die wir mit unsern unvollkommenen Sinnen niemals sehen, sondern deren Wirkungen allein wir eintreten lassen können, wenn wir ihre empirisch entdeckten Bedingungen erfüllen —

Wunder, überall Wunder, die für das Leben von unermesslicher Bedeutung sind! Wunder, überall Wunder, die wir nie ganz ausschöpfen können! Unendlich kleine Atome mit kreisenden Elektronen!

Unendlich große Sirius-Makro-Kosmen, die ganze Welten um sich schleudern!

Wohl ist ja der Wissenschaft die „Synthese, der Aufbau des Lebens gelungen“, wie sie stolz und freudig verkündet. Wohl fabriziert sie künstlichen Harn, sonst ausschließlich ein Produkt des Lebens —

Wohl hält sie kurze Zeit Tiere — und vielleicht auch Menschen — mit Steinen, als Nahrung am Leben —

(Oder, etwas wissenschaftlicher ausgedrückt: durch anorganische, weder von Pflanzen noch von Tieren stammende chemische Grundelemente!)

Aber das Leben selbst zu erschaffen, rein aus dem Nichts, ohne Samen, das ist nur einem Künstler gelungen, den wir in

unserer unvollkommenen Sprache und mit vieldeutiger Umschreibung entweder „Gott“ oder „Naturkraft“ nennen.

Und dieses Leben zu beseelen und über die ernährenden Seele der Pflanze und die instinktive niedere Vernunftseele der höhern Tiere bis zum denkenden Selbstbewußtsein des Menschen fortzuführen, das ist noch weniger das Werk des Menschen selbst, die wir ja nicht einmal damit fertig werden unsere eigene körperliche und geistige Organisation auch nur annähernd in ihrem tiefem Zusammenhang zu erfassen, und wenn wir die größten Gelehrten wären.

So bleibt uns wohl auch der letzte, individuelle, selbststeigende Zweck des ausgebildeten Menschengestes mitsamt der eingebildeten seelischen Gemüts erfahrung, und — weiter zurück und höher hinauf — die ewige Ur-Habe und der ewige Ur-Grund aller Ur-Sache, alles Seins, (wobei wohl nicht jedes einzelne individuelle Sein sich ganz entwickeln kann und muß bis zum Selbstbewußtsein) — oder die schöpferische, schaffende Seele, und das Woher dieser Seelenkraft, die alles zum Leben beseelt — (die, nach der Lehre der alten Okkultisten schon, auch das sogenannte Anorganische, die Elementarsphären Erde (Gestein, Mineralien), nebst „Luft, Wasser und Feuer“, und natürlich auch die andern Planeten „beseelt“) — oder „Gott“, der universale geistige Magnet, der überall eingebildete, unerschaffene, imaginäre stille Beweger — ewig das große Rätsel, solange wir noch im Fleische wandeln.

An dieser steinernen Sphinx können wir uns den Schädel einrennen, wenn wir Lust dazu haben.

Oder in Geduld und Gottergebenheit das Ende abwarten, bis uns vielleicht (viel-leicht?) im Tode der Schleier gelüftet wird.

Burgdorf in der Schweiz, 1925.

Albert Minder.

*

Epilog: „Der Weisheit Samen streut' ich je und je,
Hab' auch geforgt, daß Frucht daraus ersteh'.
Das war die Ernte, die ich eingebracht:
„Wie Wasser kam ich, und wie Wind ich geh'!“
Aus Omar Chassam's Spruchweisheit, † 1123.

Ende